

Kritik psychologischer Theorien

Michael Jäger

Eine Psychologie der Persönlichkeit und ihre Rechtfertigung durch die Analytische Wissenschaftstheorie

Auseinandersetzung mit Theo Herrmann

1. Fragestellung

Theo Herrmann, der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, ist ein herausragender Wissenschaftler unter den nichtmarxistischen Psychologen, da er eine theoretische und empirische Wissenschaftspraxis, die in ihrer Art repräsentativ ist für eine breite, unten noch näher zu kennzeichnende Strömung in der Persönlichkeitsforschung (seinen zweiten Arbeitsschwerpunkt bilden psycholinguistische Fragestellungen), verbindet mit *wissenschaftstheoretischen Begründungsversuchen* auf einem untypisch hohen Niveau, das den Diskussionen der professionellen Wissenschaftstheoretiker in nichts nachsteht. Eine Auseinandersetzung mit seinem Werk scheint daher aus der Perspektive eines marxistischen Forschungsprogramms – unsere Überlegungen sind ein Beitrag im Rahmen der „Kritischen Psychologie“ – lohnend, zumal es auch angebracht ist, frühere Kontroversen wiederaufzunehmen und weiterzuführen (vgl. Herrmann 1971). Wenn ohnehin alle wechselseitige Kritik, die marxistische und bürgerliche Psychologen aneinander üben, notwendig – falls sie überhaupt „rational“ ist, d. h. sich nicht auf „wissenschaftsexterne“ Zuordnungen beschränkt – (auch) wissenschaftstheoretischen Charakter trägt, dann müssen diejenigen Kontroversen besonders fruchtbar sein, bei denen die wissenschaftstheoretischen Implikationen des fremden *und* des eigenen einzelwissenschaftlichen Tuns von jedem Kontrahenten so weit wie möglich expliziert werden, eine Bedingung, die hier gegeben ist.

Die Kategorien seiner Begründungsversuche bezieht Herrmann von der Analytischen Wissenschaftstheorie². Gegen diese ist das Hauptbeweiszil unserer folgenden Darlegung gerichtet, das wir vorläufig in zwei (eher vage formulierten) Thesen zusammenfassen wollen: 1. daß die Analytische Wissenschaftstheorie der Psychologie nichts „nützt“, sondern ihr „schadet“ – genauer: daß dies gerade auch für diejenige Psychologie gilt, die ihren Orientierungen folgt oder zu folgen versucht –, und 2. daß dies nicht nur gegen eine bestimmte Art von Psychologie spricht, sondern auch die Analytische Wissenschaftstheorie selbst, ihren Begriff von Wissenschaftlichkeit falsifiziert. Selbstverständlich bezwecken wir mit unserer Kritik die Positionsverbesserung von theoretischen Alternativen, nämlich der Kritischen Psychologie und des Marxismus.

Einen Beweis oder eine Bewährung unserer Thesen im strengen Sinne kann die Untersuchung eines exemplarischen wissenschaftlichen Werks natürlich nicht erbringen. Gleichwohl wird sie mehr sein als die Auswertung einer Zufallsstichprobe. Man mag sie als ein Stück Hypothesenentstehung ansehen, wobei diese Hypothese – unser obiges „Hauptbeweiszil“ – so weit immerhin begründet sein wird, daß Gegenbehauptungen ebenfalls mit Gründen vorgebracht werden müssen; das weitere muß dann die Fortsetzung der Kontroverse zeltigen.

Herrmann ist Schüler von A. Wellek, dem Repräsentanten der ehemaligen „Leipziger Schule“ der Ganzheitspsychologie. 1957 veröffentlicht er, preisgekrönt von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, die Arbeit „Problem und Begriff der Ganzheit in der Psychologie“, die

„zu einer, wie wir meinen, gesäuberten, verengten und geklärten Fassung des Ganzheitsbegriffs“

führen soll (1957; 102) auf Grundlage einer nahezu noch selbstverständlichen Zustimmung zu diesem psychologischen Paradigma, die sich aus der

„seltenen (wenn auch nicht ganz ausnahmslosen) Einhelligkeit der wissenschaftlichen Lehrmeinung vor allem in deutschsprachigen Ländern“, dem „Fehlen erklärter Gegnerschaft“

ableitet (1957; 5). Als Ausnahme in der „Einhelligkeit“ wird bereits Eysenck am Horizont sichtbar (ebd.), der zehn Jahre später neben Cattell und Guilford zu den Vorbildern von Herrmanns Persönlichkeitsforschung zählen wird. Vorerst weist Herrmann den „Positivismus“ von sich:

„Wer Infolge eines anderen wissenschaftstheoretischen Standorts nicht ‚verstehen‘ will, wird – das wurde schon mehrfach angedeutet – keine ganzheitliche Methode betreiben können – und wollen.“ (1957; 95)

(Heute unterstellt Herrmann diese seine vergangene Haltung zum Verstehen und Nichtverstehenkönnen dem Marxismus; vgl. seine Thesen zur Podiumsdiskussion im demnächst erscheinenden Kongreßbericht „Kongreß Kritische Psychologie“.) – In den folgenden Jahren bis ca. 1961 führt Herrmann empirische Untersuchungen im Rahmen des Gestaltparadigmas durch. Die Gestaltgesetze erscheinen als Beispiel für

„ein *Selektieren* und *Kodieren*, ein Organisieren des Erfahrungsmaterials nach quasisyntaktischen Regulationsprinzipien“;

damit ist eine von drei Beschreibungsmerkmalen der „kognitiven Ordnungsbildung“ konstituiert (1965; 283); die beiden übrigen sind „Sinnggebung“ und „motivationale *Bedeutsamkeit* des Erfahrungsgutes“ (ebd.). Auf die psycholinguistischen Aspekte dieser Thematik kommt Herrmann nach 1970 zurück, dann freilich unter ganz veränderten wissenschaftstheoretischen Vorzeichen. Anderes, etwa Untersuchungen zur Kontext-Einordnung sinnloser Wörter, bleibt in der sich unmittelbar anschließenden Phase verwendbar, in der Herrmann sich der Persönlichkeitsforschung zuwendet. In dieser Zuwendung vollzieht er einen Bruch mit seiner ganzheitspsychologischen Vergangenheit: In den folgenden Veröffentlichungen, besonders im „Lehrbuch

der empirischen Persönlichkeitsforschung“ (1969), figuriert der Lehrer Weltek stets als abschreckendes Beispiel der Unwissenschaftlichkeit (z. B. 1969; 34 f.), ein Urteil, das unvermeidlich auch die eigenen frühen Versuche trifft. An die Stelle des Ganzheitsparadigmas tritt das faktorenanalytische³. In dessen Rahmen bewegen sich die empirischen Arbeiten nach 1961, die hauptsächlich dem Bereich familiärer Sozialisation gelten, von ihm ist auch die Konzeption des erwähnten „Lehrbuchs“ geprägt, wo sich allerdings im Vorwort schon die Erwägung findet, die Faktorenanalyse werde demnächst wohl ihre zentrale Stellung in der Methodik der Persönlichkeitsforschung verlieren (1969; 9). Nach dem Lehrbuch über empirische Persönlichkeitsforschung schreibt Herrmann eines über Sprachpsychologie (1972). Beide Bereiche gehen in die Überlegungen seines Buchs über „Persönlichkeitsmerkmale“ (1973) ein, das eine weitere Phase in der Entwicklung des Autors eröffnet. Der „Kanon der empirischen Psychologie“, im „Lehrbuch“ noch mit quasi dezisionistischer Radikalität als gültig unterstellt⁴, erscheint jetzt als begründungsbedürftig. Die „Persönlichkeitsmerkmale“ und mehr noch das 1976 erschienene Buch „Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme“ stellen den Versuch dar, die Forschungspraxis des empiristischen Psychologen wissenschaftstheoretisch zu rechtfertigen. Mit diesem Versuch werden wir uns auseinandersetzen.

Aus der Entwicklung von Herrmanns Auffassungen greifen wir nur diejenige Etappe heraus, die mit dem klaren Bekenntnis zum Empirismus beginnt und mit den zuletzt erwähnten problematisierenden Arbeiten (vorläufig) aufhört. Hauptgegenstände unserer Analyse werden daher das „Lehrbuch der empirischen Persönlichkeitsforschung“ und „Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme“ sein. Um die letztere Studie zu würdigen, müssen wir außerdem in einem Exkurs die Methodologie der Forschungsprogramme von Imre Lakatos, auf die Herrmann in bestimmter Weise bezieht, für sich kennzeichnen.

2. Theo Herrmanns Psychologie der Persönlichkeit

2.1. „Persönlichkeitstheorie nach dem faktorenanalytischen Ansatz“ – ein Widerspruch in sich?

Herrmann läßt sich seit den 60er Jahren von einer weit verbreiteten Persönlichkeitstheorie orientieren, derjenigen nach dem faktorenanalytischen Ansatz, aus dem Eigenschaftenverzeichnisse der Persönlichkeit hervorgehen. Der faktorenanalytische „Trend“ gilt inzwischen als „verebbt“ (Matschewski 1977; 111). Das ist aber nicht so zu verstehen, als wären die persönlichkeits-theoretischen Implikationen und Folgerungen in den Arbeiten der Blütezeit der Faktorenanalyse einer offenen oder stillschweigenden Kritik unterzogen worden, sondern so, daß das Forschungsinteresse sich von jenen Eigenschaftenverzeichnissen auf die Frage nach der *Determination* dieser Eigenschaften verschiebt, und damit auf experimentelle Techniken und deren mathematisch-statistisches Korrelat, die Varianzanalyse. Der Ausgangspunkt des Verständnisses von Eigenschaften, die die Persönlichkeit habe, bleibt dabei natürlich erhalten.

Die Faktorenanalyse ist ein statistisches Verfahren zur Auswertung von Test- (vorwiegend Fragebogen-) Ergebnissen; deren Korrelationen werden nach dem Grad der „Nähe“ zueinander eingeteilt, so daß mehrere „Korrelations-Bündel“ sich herauschälen: die „Faktoren“. Diese werden als Beschreibungsmerkmale für Mengen von Individuen interpretiert. Die *Bezeichnung* solcher Faktoren durch *Umgangswörter* scheint die Objektivität dieses auf Empirie und mathematischer Behandlung beruhenden Verfahrens in keiner Weise zu mindern, da sie bloß „Ordnungsschemata“ sind, nach denen das Beobachtete „theoretisch ‚organisiert‘ werden“ kann (Herrmann 1969; 42). Eigentlich könnte man auch *Zahlen* zur Bezeichnung verwenden; jedoch:

„Benennen wir beispielsweise das Konstrukt ‚Angst‘ mit dem Symbol ‚32‘ und das Konstrukt ‚Ehrlichkeit‘ mit dem Symbol ‚17‘, so können die Symbole ‚17‘ und ‚32‘ leicht verwechselt werden, was bei den Bezeichnungen ‚Angst‘ und ‚Ehrlichkeit‘ weniger leicht unterläuft. Die umgangssprachlichen Bedeutungsanklänge der Konstrukt-Namen dienen also der Gedächtnis- und Verständigungs-Ökonomie.“ (91)

Die Bezeichnungen dürfen dann aber auch nicht umgangssprachlich *verstanden* werden; sie bezeichnen nicht mehr und nicht weniger als das, was tatsächlich empirisch vorliegt, gemessen und statistisch behandelt worden ist²; an das Konstrukt „Angst“ z. B. muß man demnach mit Hörmann so herangehen:

„Von einem bestimmten Test behauptet man, er diagnostiziere Angst. Was hier mit dem Wort ‚Angst‘ gemeint ist, . . . , das erfahre ich, wenn ich höre, daß dieser Test positiv korreliert mit der Geschwindigkeit, mit der ein bedingter Vermeidungsreflex gelernt wird“ etc. (vgl. 32 f.).

Die faktorenanalytischen Untersuchungen bestehen durch den Anschein, nur das untersuchte Phänomen selbst bestimme ihre Ergebnisse. Sie scheinen sogar Imstände, den Oberflächenschein der Persönlichkeit zu durchbrechen. Cattells Unterscheidung von surface und source traits (traits = Persönlichkeits-Züge) zielt auf die Ausschaltung von Mehrheiten von Verhaltensweisen, die untereinander eng korrelieren, *ohne* deshalb auch, wie es scheint, eine *echte* faktorielle Beschreibungsdimension zu bilden.

„So scheinen für den vorwissenschaftlichen Betrachter beispielsweise ein großer Vokabelschatz, mathematische Kenntnisse, historisches Wissen usf. eine Verhaltenseinheit zu bilden. In Wahrheit handelt es sich hier um einen surface trait, in dem mindestens drei source traits involviert sind: Erziehungs- und Bildungsintensität, Intelligenz und Strebsamkeit.“ (129)

Bei solch hoher Objektivität der Untersuchungsmethoden scheint sich die Frage nach der Persönlichkeitstheorie Herrmanns und derer, die Herrmanns „Lehrbuch“ repräsentiert – an der Spitze Cattell, Eysenck, Guilford –, zu verbieten. Die Untersuchungsmethoden sollen das Erfordernis, mit allemal „spekulativen“ Persönlichkeitstheorien an die Forschung heranzugehen, ja gerade erübrigen (30 f.). „*Persönlichkeit* ist *kein* empirischer Sachverhalt“ (31), sondern nur ein erfundenes Konstrukt, und zwar ein extrem allgemeines, dessen jetzige sinnvolle Verwendung als Ordnungsschema für gemessene

ne Phänomene offenkundig nicht möglich ist. Näher liegt es, die Persönlichkeits-Merkmale wie Neurotizismus, Leistungsmotivation usw. erst einmal zu untersuchen (32), wobei es selbst z. B. bei der Leistungsmotivation durchaus unklar ist, ob es sich bei ihr überhaupt um einen source trait handelt (129); es steht sogar dahin, „ob Motive überhaupt geeignete Konstrukte sind“ (215). Kurz, die Formulierung „Persönlichkeitstheorie nach dem faktorenanalytischen Ansatz“ scheint eine *contradictio in adjecto*.

Jedoch kommt auch der rigideste Empirist und Faktorenanalytiker nicht umhin, nach den Merkmalen zu fragen, die er zwecks Auffindung geeigneter Beschreibungsdimensionen der Persönlichkeit untersuchen will. Fragen haben bekanntlich selbst schon einen „theoretischen“ Inhalt. Wenn sich Herrmann in anderem Zusammenhang die Frage stellt, welche vernünftigen Gründe sich dafür finden lassen, daß „der Psychologe“ ein Persönlichkeitsmerkmal wie „Intelligenz“ üblicherweise so definiert, daß schon in der Definition *Zeitunabhängigkeit* unterstellt ist, *obwohl* weder Beobachtung noch Formallogik diese Unterstellung nahelegen (1973; 117), so drückt er damit selbstverständlich eine theoretische Annahme aus. Sonst wäre ja unverständlich, weshalb er nicht beispielsweise das Gegenteil fragte: welche vernünftige Definitionsform sich finden läßt, durch die man Veränderungsprozesse ausdrücken kann. Diese Annahme ist aber, da als Frage formuliert, ins Belieben des Fragenden gestellt. Es scheint so, als ob jede beliebige Frage erlaubt sein müsse, ist man auch sonst gnadenlos rigide bezüglich der Regeln zur Bildung von Aussagen, damit nur ja kein Dogmatismus entstehe. Indessen besteht jedenfalls kein Anlaß, Fragen anders zu behandeln als Aussagen, wenn man erkennt, daß jene sich von diesen nur durch die *Form* unterscheiden, nicht durch den Inhalt. Fragt man z. B., ob es eine faktorielle Beschreibungsdimension „allgemeine Ehrlichkeit“ gibt (1969; 59), so ist dies eben die *Form des Infragestellens* der Aussage: „Es gibt eine Beschreibungsdimension allgemeine Ehrlichkeit“. Ohne die Aussage könnte die Frage gar nicht erst entstehen. Wir müssen sogar noch einen Schritt weitergehen. Selbst der Formunterschied wird *irrelevant*, wenn wir das Gebiet des Alltagsdenkens verlassen und zusehen, wie sich der Sachverhalt in der Wissenschaft darstellt. (Irrelevant natürlich nur in bezug auf die „Rechtfertigungs-Verpflichtung“, die wir hier betrachten. Abgesehen davon schöpft die Wissenschaft fast alles, was sie zur Wissenschaft macht, gerade aus diesem Formunterschied.) In der Wissenschaft gelten bekanntlich alle Aussagen als hypothetisch, m. a. W. als stets infragegestellt. Der Unterschied von Aussage und Frage in der *Wissenschaft*, bzw. allgemeiner: bei wissenschaftlicher Denkweise, ist somit lediglich der, daß hier die Infragestellung „unsichtbar“, dort „sichtbar“, d. h. schon in der Form manifest ist. Die Schlußfolgerung ist unabweislich: zu dem Postulat, alle Aussagen als infragegestellt (hypothetisch, fehlbar) zu betrachten, gehört das Komplementärpostulat, *in allen Fragen Aussagen zu sehen*. Nicht nur müssen Aussagen stets problematisiert werden, sondern *Fragen müssen stets „gerechtfertigt“ werden können*. Erfüllen die Vertreter einer Konzeption diese notwendige Forderung nicht von selbst, so muß eben der Kritiker sie nach dieser Seite – um überhaupt zu wissen, was er beurteilt – vervollständigen.

Die Formulierung ‚Persönlichkeitstheorie nach dem faktorenanalytischen Ansatz‘ ist also zulässig und notwendig. Das Konstrukt „Angst“ mit seinen „umgangssprachlichen Bedeutungsanklängen“ ist nicht erst *nach* diesen Erhebungen vorhanden, wo dann seine Bezeichnung ausgetauscht werden könnte gegen „17“, sondern steckt offensichtlich bereits in den Fragen, die *zu* der Erhebung *führen*; dort konkurriert es kaum, darin ist wahrscheinlich auch Herrmann mit uns einig, mit Zahlwörtern. Nun kann eingewandt werden, daß die Persönlichkeitstheorie, die in den Fragen der Faktorenanalytiker steckt, durch die sich an die Fragestellung anschließenden empirischen und mathematischen Verfahren ja gerade zum Verschwinden gebracht werden soll, so daß letztlich doch nur übrigbleibt, was die Verfahren selbst erbracht haben. Formuliert man diesen Einwand in abgeschwächter Form – ‚das Vorverständnis wird durch die empirische Arbeit mindestens modifiziert, so daß die Resultate der empirischen Arbeit wenigstens teilweise auf ihren objektiven Gegenstand zurückgeführt werden können‘ – so ist er zweifellos berechtigt. Damit wäre immerhin auch anerkannt, daß die *Wissenschaftlichkeit der faktorenanalytischen Resultate* sich nicht (nur) daran bemißt, daß sie aus empirischer und mathematischer Untersuchung hervorgehen, sondern (auch) an Art und Umfang ihrer *Differenz zum Vorverständnis*. Die erwähnte Unterscheidung von surface traits und source traits scheint ein Schritt des Bemühens um Wissenschaftlichkeit in diesem Sinne zu sein.

Die Frage ist nur, ob er weit genug geht. Bei Popper hängt Wissenschaftlichkeit davon ab, und insoweit ist ihm zuzustimmen, daß unser jeweiliges Vorverständnis auf methodisch kontrollierte Weise widerlegbar ist, sich als falsch herausstellen kann. Dies scheint bei Vorannahmen über Persönlichkeitsmerkmale auch dann nicht gewährleistet, wenn sie empirischen und statistischen Verfahren ausgesetzt werden, denn da von ihnen keine streng logische Form verlangt wird – wird doch nicht einmal ihre Existenz erwähnt! –, können aus dieser Form auch keine logischen Implikationen abgeleitet werden, darunter Falsifikationsbedingungen. Keine Vorannahme und auch kein surface trait kann deshalb im Sinne Poppers „gesprengt“ werden, sie kann sich nur „auflösen“, zerfallen in Unter-Merkmale. Allenfalls mag sich dann herausstellen, daß es *keine allgemeine* „Ehrlichkeit“ gibt, sondern *mehrere spezielle* (53), nicht eine Leistungsmotivation, sondern zwei („Hoffnung auf Erfolg“ und „Furcht vor Mißerfolg“, vgl. 218), u. dgl. m. Die Persönlichkeitstheorie, die sich in den Vorannahmen kristallisiert, ist dabei wirksam geblieben.

2.2. *Der Oberflächenschein der Persönlichkeit und der „Kanon der empirischen Psychologie“*

Wenn in der Physik theoretische Annahmen formuliert, in die Form einer experimentellen Fragestellung gebracht und anschließend empirisch geprüft werden, dann sind diese Annahmen in ihrer ‚Richtung‘ weithin festgelegt durch das *theoretische Problem*, das sie zu lösen versuchen, etwa durch den zutagegetretenen Widerspruch früherer Annahmen mit einem deviant case; euphorisch ausgedrückt, stellen hier schon die Vorannahmen „kühne

Schlußfolgerungen aus der Wissenschaftsgeschichte“ dar und sind entsprechend „qualifiziert“. Dagegen haben die Annahmen über Persönlichkeitsmerkmale, mit denen wir es zu tun haben, keine wissenschaftliche Vorgeschichte: faktorenanalytische Untersuchungen beginnen in aller Regel am wissenschaftlichen Nullpunkt (mag sein, daß deshalb die Existenz der Annahmen so leicht übersehen wird). Es gibt jedoch bekanntlich keinen absoluten Anfang; kommen die Annahmen über Persönlichkeitsmerkmale nicht aus der Wissenschaftsgeschichte, so müssen sie anderswoher kommen. Offenbar aus dem sogenannten Alltagsbewußtsein⁴. Dessen Erkenntnisgegenstand sind, wie auch mit der Begriffsbildung „surface traits“ anerkannt ist, die *Oberflächenformen*. Von einer Persönlichkeitstheorie, die dem Alltagsbewußtsein entstammt, muß man befürchten, daß sie „oberflächlich“ ist und bleibt. Sehen wir zu, was tatsächlich geschieht: sind sich die Faktorenanalysierer der Gefahr bewußt, einem Oberflächenschein zu verfallen – vergleichbar dem Anschein, die Sonne drehe sich um die Erde –, und setzen sie Verfahren ein, um ihr zu entgehen? Das ist nicht der Fall.

Die Frage der Vorannahmen wird z. B. von Cattell unter dem Gesichtspunkt reflektiert, daß es zwecks Repräsentativität des empirischen Fundaments für die Konstruktion von Persönlichkeitsmerkmalen vermieden werden müsse, wichtige Verhaltensaspekte im Forschungsprogramm unberücksichtigt zu lassen. Das Problem der Vorannahmen stellt sich ihm bloß quantitativ als Vollständigkeitsproblem. Die Lösung sucht er im Lexikon der Eigenschaftsnamen von Allport und Odbert aus dem Jahr 1936, wobei er den dort enthaltenen ca. 4500 Namen weitere psychiatrische und psychologische Ausdrücke hinzufügt. Die sich anschließende empirische und faktorenanalytische Arbeit stellt sich dann als eine Art Ausleseprozeß dar, an dessen Ende ein Inventar von zwölf bipolaren Faktoren der Persönlichkeit steht, wie z. B. „leichtlebig, heiter versus unbeugsam, kalt“, oder „intelligent, verläßlich versus dumm, unbesonnen“, oder „abenteuerlustig, sorglos versus reserviert, vorsichtig“. Er ist der Meinung, die Persönlichkeit auf diese Weise total erfaßt zu haben, weil, wie Herrmann zitiert,

„die Gesamtheit der Namen, mit denen er seine Untersuchung begann, als das Ergebnis eines jahrhundertlangen Prozesses aufgefaßt werden muß, in dem jeder mögliche Aspekt menschlichen Verhaltens mit einem Symbol belegt worden sei“ (95).

Über die schon formallogische Unhaltbarkeit dieser Begründung braucht man kein Wort zu verlieren. Herrmanns Hinweis, daß Cattel's Faktoren-System immerhin

„voraussetzungsexplikativ und im Sinne des Kanons der empirischen Psychologie anhand von objektiven und zuverlässigen Meßoperationen überprüfbar ist“ (ebd.),

bietet nur schwachen Trost: es reicht nicht, Voraussetzungen nur zu explizieren; willkürliche und „oberflächliche“ Voraussetzungen muß man *ersetzen* durch andere. Ein Kanon der empirischen Psychologie, der von Voraussetzungen nur fordert, daß auf ihrer Basis Meßoperationen eingeleitet werden können, mögen sie sonst so unqualifiziert sein wie sie wollen, ist allem

Anschein nach ein zu wenig strenger, ein zu unkritischer, zu stumpfer Kanon. Das Resultat ist entsprechend: um zu glauben, daß „Unbesonnenheit dumm ist“ (oder, mit der obligaten wissenschaftlichen Vorsicht gesprochen, daß „die Eigenschaften unbesonnen und dumm stark korrelieren“), hätte es keiner Wissenschaft bedurft. Auf diesem Weg wird man nicht einmal die Gerichtspsychologie der Verbrechen „aus niedrigen Motiven“ korrigieren.

Eysencks Beschreibungsdimension „Introvertiert vs. extravertiert“ hat eine andere Vorgeschichte. Der Psychoanalytiker C. G. Jung hatte sie gebildet aus Hinweisen, die er in der philosophischen, wissenschaftlichen und schöngelstigen Literatur vieler Jahrhunderte, z. B. in Schillers Unterscheidung des naiven und sentimentalischen Dichters zu finden glaubte. Er sah im Extravertierten eine Persönlichkeit, die sich der Umwelt zuwendet, aus sich herausgeht, offen, empfänglich, zugänglich und freundlich wirkt, dagegen im Introvertierten eine, die ihr Dasein bewältigt, indem sie sich abgrenzt, sich entzieht, sich verteidigt, die oft verschlossen, scheu, schwer zu durchschauen ist. Einige Jahrzehnte später ist Eysenck immer noch der Auffassung, daß die Extravertierten geselliger, impulsiver, sorgloser, aber auch anmaßender, aktiver und von größerer Selbstbehauptung sind als die Introvertierten (253 f.). Es ist eigentlich insofern kein Erkenntniszuwachs vorhanden. Dennoch gibt es eine mühsame faktorenanalytische Forschungsgeschichte. Auf Basis eines unentwickelten Stadiums von Faktorenanalyse wurde die „I vs. E-Theorie“ in den dreißiger Jahren nach empirischen Untersuchungen als widerlegt betrachtet. Mit einem komplizierteren faktorenanalytischen Verfahren (schiefwinklige Rotation von Faktoren erster Ordnung nach dem Prinzip der Einfachstruktur) kam Eysenck, der die Frage von neuem aufnahm, später jedoch zu einem positiven Befund; ebenso Cattell. Erstaunlicherweise ist „I vs. E“ nun zu einem Konstrukt geworden, das

„gewissermaßen erst dann ‚sichtbar‘ wird, wenn man vom *konkreten Verhalten* (durch zweimalige Faktorenanalyse!) *sehr stark abstrahiert*“ (251).

Herrmann stellt den Sachverhalt mit dieser Bemerkung auf den Kopf: In Wahrheit hat sich an den Urteilen, die C. G. Jung aus Literatur-Erlebnissen schöpfte, *trotz* zweimaliger Faktorenanalyse *nichts* verändert.

Die beiden Beispiele demonstrieren, daß inhaltliche Ansprüche an Entstehung oder Rechtfertigung der Vorannahmen, die der Gefahr Ihrer „Oberflächlichkeit“ entgegenwirken könnten, nicht erhoben werden. Es gibt jedoch formale Kriterien; das wichtigste ist die *Merkmals-Stabilität*. Aber gerade hier, wo einmal die Vorannahmen kontrolliert werden, führt dies zur Befestigung, anstatt zur Vermeidung des Oberflächenscheins. Warum wird überhaupt Stabilität der Merkmale gefordert? Das ist eine reine Dezision.

„... instabile Persönlichkeitsmerkmale sind, wie schon vermerkt, freilich vorhanden; es ist nur die Frage, ob diese ein legitimer Gegenstand der Persönlichkeitsforschung sind. Wir neigen zu der Auffassung, daß sich Persönlichkeitsforschung mit relativ *stabilen* Beschreibungsdimensionen zu befassen hat.“ (155; vgl. auch 1973; 118 und 1972 a; 19 f.)

Herrmann verleiht ihr auf einer merkwürdigen Ebene Plausibilität, wenn er hinzufügt, die Gewinnquote im Zahlenlotto sei beispielsweise ein extrem instabiles Persönlichkeitsmerkmal, „aber schon die Gewinnquote beim Skatenspiel könnte unter Umständen als Indikator für ein Persönlichkeitsmerkmal dienen“ (1969; 155). Der abseltige Charakter dieser und anderer „Beispiele“ – vgl. auch die Diskussion über das Persönlichkeitsmerkmal „Benutzer konvexer Zahnbürsten“ (156) – rührt daher, daß sie das allein methodologische Motiv jener Dezsision: Voraussagbarkeit, schon voll befriedigen bzw. seine Nichtbefriedigung hinreichend demonstrieren. Es bleibt jedoch nicht bei „Glücksspielen“. Diese Beispiele sind insofern quasi noch harmlos, als sie nur den Schaden ahnen lassen, der entsteht, wenn die Wissenschaft lediglich die stabilen, aber nicht die instabilen Merkmale zum Untersuchungsgegenstand macht. Die Wissenschaft bleibt dabei nicht stehen, sondern untersucht *auch* die instabilen Merkmale *insofern, als* sie stabil sind.

„Bloom weist nach, daß die Merkmalsänderungen, die in der mangelnden Merkmalsstabilität sichtbar werden, insbesondere auf den Einfluß der Umwelt zurückzuführen sind. Solche Umwelteinflüsse haben ihre stärksten modifizierenden Wirkungen in der Periode schneller Merkmalsänderung“, z. B. beim „Anstieg intellektueller Leistungen während der Kindheit“. Wenn die modifizierende Wirkung der Umwelt minimal geworden ist, ist nach Bloom „das Merkmal maximal stabil (d. h. maximal vorhersagbar) geworden“ (154 f.).

Sollten wir zufällig in einer Gesellschaftsordnung leben, die ihre Mitglieder *gezielt daran hindert*, ihre Merkmale nach Abschluß der „Sozialisaton“ noch zu verändern, obwohl sie ein vernünftiges, durch Veränderung der Gesellschaftsordnung auch realisierbares Bedürfnis danach hätten, – dann könnte Blooms Suche nach den Existenzbedingungen maximal stabiler Merkmale, nicht genug, daß sie sich angesichts einer typischen Oberflächenerscheinung schon am Ziel wähnen würde, darüber hinaus sogar zur *Konservierung* dieser Oberflächenerscheinung, durch wissenschaftlichen Zuspruch, in der Realität beitragen! Aber solche schlechte Phantasie gibt es nicht bei Faktorenanalytikern, für die nicht einmal die Persönlichkeit, geschweige denn die Gesellschaft ein empirisches Phänomen ist.

2.3. Ein methodologisches Dilemma

„Bei der Betrachtung der ... deskriptiven Konstrukte“, schreibt Herrmann,

„liegt es ... nahe zu fragen, wie etwa Abwehr vs. Sensibilisierung, Interferenzneigung, Leistungsstreben, Ängstlichkeit, E vs. I und Intelligenz und viele andere Merkmale *untereinander zusammenhängen.*“ (283)

In der Tat ist dies nicht nur eine naheliegende Frage, sondern man darf ihre Beantwortung wohl mit Recht als *das* Resultat der betrachteten Art von Persönlichkeitsforschung ansehen; jedenfalls ist uns keine Wissenschaft bekannt, in der es erlaubt wäre, nur Faktoren, Elemente zu betrachten, aber nicht Strukturen. – In diesem Sinne werden aber von den Faktorenanalytikern *keine Resultate erzielt*, jedenfalls keine „legitimen“. Selbst die Kronzeu-

gen des faktorenanalytischen Ansatzes, Cattell, Guilford, Eysenck, werden da, wo sie Resultate formulieren, von Herrmann zurückgewiesen, weil solche Resultate die Grenzen des „Kanon der empirischen Psychologie“ sprengen. Der zusammenfassenden Auffassung von Guilford z. B., wonach die Persönlichkeit eines Individuums in seiner einzigartigen Struktur von traits besteht und wonach diese in abgrenzbare Arten unterteilt werden können, morphologische traits, Bedürfnisse, Interessen, Einstellungen, Eignungen und Temperamente (25), „fehlt“ nach Herrmann bereits

„die konsequente und fortschreitende Überprüfung und Bestätigung durch die empirische Beobachtung bzw. Messung“ (37).

Aber auch Eysencks Hierarchie von Persönlichkeitsmerkmalen geht

„über das Anlegen hinaus, Beschreibungsmerkmale und Systeme von Beschreibungsmerkmalen für Mengen von Individuen zu finden“ (303),

und schließlich „findet man allerdings“ auch bei Cattell neben Aussagen, die vom empirischen Kanon gedeckt sind,

„außerdem Aussagen über Bauprinzipien und Bausteine ‚der‘ Persönlichkeit. Diese Aussagen führen u. E. über die Anliegen der empirisch fundierten Persönlichkeitsbeschreibung hinaus und werden hier nicht diskutiert.“ (306)

Steht Herrmann mit seiner „radikalen“ Reduktion auch ziemlich allein – einer Lehrbuch-Auffassung, die von den wirklichen Subjekten des faktorenanalytischen Ansatzes, seinen Pionieren und Ausarbeitern, nicht geteilt wird –, so macht er doch plausibel, daß die Gesamtauffassungen zur Persönlichkeit von Cattell, Guilford, Eysenck, die nach der faktorenanalytischen Arbeit „herauskommen“, nicht *durch* sie zustandekommen, also insofern willkürlich sind. Auf der faktorenanalytischen Ebene selbst lassen sich lediglich, wie Herrmann dies auch unternimmt, einige bei den drei Forschern *konvergierende Merkmale* herausheben, deren Ansammlung quasi den Höhepunkt legitimer erreichbarer Persönlichkeitstheorie darstellt: es sind dies vor allem die drei Beschreibungsdimensionen I vs. E, emotionale Anpassung/Neurotizismus und Gefühlsbestimmtheit, daneben Unabhängigkeit der Meinungsbildung, Kooperationsbereitschaft und Willenskontrolle (292).

Herrmanns „Kanon der empirischen Psychologie“ enthält nicht nur keine Verfahren, um die Oberflächlichkeit des Alltagsverstands wirksam zu kritisieren, es hat auch zu einem *methodologischen Dilemma* geführt, das den Forscher vor folgende unangenehme Alternative stellt:

- Entweder er formuliert Aussagen, die „empirisch stützbar“ sind. Dann muß er in Kauf nehmen, daß es sich dabei um Aussagen über Einzelfaktoren kleiner Reichweite handelt. Das Konstrukt „Motiv“ ist, wie wir uns erinnern, bereits eigentlich nicht mehr ohne Skrupel verwendbar. Von einer *Theorie* der Persönlichkeit kann schon ganz und gar nicht geredet werden.
- Wenn er dennoch eine solche Theorie formuliert, hört er auf, wissenschaftlich zu arbeiten. Schärfer: schon der kleinste Schritt über den Einzelfaktor hinaus ist ein Schritt in Richtung Spekulation.

Der Gleichmut, mit dem Herrmann sich für die erste Möglichkeit entscheidet, beweist nicht, daß in Wahrheit gar kein Dilemma vorliegt. Vielmehr sind Cattells, Guilford's, Eysencks „Übertretungen“ der Gebote des „empirischen Kanons“ verständlich, und zwar gerade nach Maßgabe wissenschaftlicher Rationalität. Wenn sie nach einem Weg der Theoriebildung suchen, anstatt sich mit vereinzelt Faktoren zufriedenzugeben, wollen sie doch nur als Psychologen den gleichen Weg gehen, den die Physiker gegangen sind. Rational ist ihre Erwartung besonders auch deshalb, weil der „empirische Kanon“, der ihnen den Weg versperrt, sogar ein *Produkt* der Physik ist. Der Empirismus ist bekanntlich ein Nebenprodukt der Geschichte der Physik. Das einzelwissenschaftliche Dilemma hat deshalb eine allgemeinere, „wissenschaftstheoretische“ Seite: dadurch, daß die Psychologie den Weg der Physik nachzuahmen versucht, verfehlt sie ihn.

Das Verbot empirisch nicht stützbarer Aussagen hat *in der Physik* solche schädlichen Auswirkungen, wie die hier skizzierten, nicht gehabt. Aussagen über Einzelfaktoren können dort zu Theorien hoher Abstraktheit und großer Reichweite zusammengesetzt werden. Der Grund ist, daß dem Physiker die höhere Mathematik als „schöpferische“ Ergänzung der Beobachtung zur Verfügung steht'. Die Mathematik ist „praktisch das einzige Hilfsmittel. . . , das bei der Entwicklung physikalischer Theorien verwendet werden kann“ (d'Abro 1967; 26). Dem Psychologen steht allenfalls die Statistik zur Verfügung. Er kann die empirischen Einzelfaktoren nicht, wie der Physiker, mathematisch „weiterbehandeln“; er muß sie quasi „liegenlassen“. Einzelfaktor und größerer theoretischer Zusammenhang haben eine gemeinsame Schaltstelle im *Begriff des Konstrukts*. Daß Konstrukte im faktorenanalytischen Forschungsprozeß wie Kletten an isolierten Korrelationsbündeln „kleben“, ihre Bezeichnungen willkürlich scheinen und prinzipiell keine Chance besteht, sie miteinander zu integrieren, das alles hat keine Ähnlichkeit mehr mit dem Konstrukt-Begriff, wie er im Blick auf die Physik entwickelt wurde. In C. G. Hempels klassischer Studie über „Grundzüge der Begriffsbildung in der empirischen Wissenschaft“ wird ausgeführt, daß

„die in einer Theorie benutzten Konstrukte gewissermaßen zusammen durch Aufstellung eines theoretischen Systems eingeführt“ werden, „das durch sie formuliert ist und zusätzlich dadurch, daß dieses System eine erfahrungsmäßige Interpretation bekommt, die ihrerseits wiederum den theoretischen Konstrukten empirische Bedeutung zuteilt“ (Hempel 1974; 37).

Als Beispiel dient die Euklidische Geometrie; wird sie physikalisch interpretiert, so sind ihre Konstrukte – Punkt, Gerade, Ebene usw. – einfach deshalb miteinander zusammenhängend, weil die Theorie, der sie entstammen, mathematische Theorie ist. Aus dem gleichen Grund hat die Theorie hier den Primat vor der Beobachtung – *mathematische* Theorie erst aufzustellen und dann empirisch zu „interpretieren“ gilt dem Empirismus als legitim (zum Verhältnis von Mathematik und Empirismus vgl. Hans Hahn 1932/33). Es ist charakteristisch, daß Hempel bei dem Versuch, dieses Theorie-Empirie-Verhältnis auf die Psychologie anzuwenden, an die Psychoanalyse denkt, ein theoretisch komplexes Gebilde, deren „Schlüsselbegriffe“ freilich, wie Hempel sofort hinzufügt, unpräzise und unaxiomatisiert sind und deren

Empirie bloß in Traumberichten, Versprechen, Vergeßlichkeiten und „andere(n) mehr oder weniger direkt bestimmbare(n) Aspekte(n) offenkundigen Verhaltens“ bestehen (41). Wegen dieser Problematik hängt auch die Interpretierbarkeit der Psychoanalyse im Sinne des Empirismus davon ab, ob es gelingt, „die Interpretation von theoretischen Termen in die Form von Wahrscheinlichkeitssätzen“ zu bringen (ebd), m. a. W. von der Carnapschen Theorie der Hypothesenwahrscheinlichkeit.

Diese gilt jedoch inzwischen als gescheitert. Was Hempel über Konstrukte ausführt, ist *in der Psychologie unanwendbar*. Wird es dennoch, wie in der Strömung, die Herrmann repräsentiert, angewandt, so kommt nur ein Zerrbild von Wissenschaftlichkeit heraus⁶. Der ganze Vorgang bedeutet u. E., daß in der Anwendung auf Psychologie die *Grenzen der empiristischen Wissenschaftstheorie* hervortreten. Die Psychologie, behaupten wir, kann nur zur Wissenschaft werden, wenn sie den Kanon des Empirismus, der durch die Grundelemente Empirie, Mathematik und Deizison vollständig definierbar ist, überschreitet. Die Kritische Psychologie hat aus dieser Einsicht Konsequenzen gezogen.

2.4. Die Alternative der Kritischen Psychologie

Die Kritische Psychologie faßt Persönlichkeitsforschung als empirische Geschichtswissenschaft auf. Daher werden z. B. Persönlichkeitsmerkmale nicht als statistische Merkmalseinheit von immer wieder in gleicher Weise Beobachtbarem aufgefaßt, sondern als *zusammenfassende Bezeichnungen für Entwicklungsprozesse*. Die Aussage: „Theo Herrmann hat das Merkmal, Empirist zu sein“, bezieht sich beispielsweise auf einen Entwicklungsprozeß, der einen sichtbaren Anfang hat, möglicherweise auch ein Ende und der bei näherer Betrachtung selber in mehrere ganz unterschiedliche Etappen zerfällt, deren innerer Zusammenhang aber deutlich genug ist, um die gemeinsame Bezeichnung zu rechtfertigen. Oder nehmen wir das Konstrukt „Motiv“. Es wird verwendet zur Zusammenfassung einer Reihe von Phänomenen, die historisch – jeweils unterscheidbar von anderen Phänomenen – aufgetreten sind, die gegebenenfalls noch heute auftreten und die untereinander trotz historischer Differenzierung einen erkennbaren Zusammenhang bilden. Es wird also ebenfalls *empirisch* verwendet, nur geht diese Empirie, da sie historisch ist, von anderen Fragestellungen aus als diejenige Herrmanns, und muß sie sich anderer (aber ebenfalls bekannter und allgemein akzeptierter) Techniken bedienen. Die *Grundfragestellung*, die in dieser Konzeption von der Empirie zu beantworten ist – Grundfragestellung deshalb, weil die Antwort auf sie über die Möglichkeit der Konstruktverwendung „Motiv“ überhaupt entscheidet –, ist diejenige nach dem *historischen Ausgangspunkt* dessen, was „Motiv“ genannt wird. Eine Sache existiert, hat zumindest existiert und darf deshalb benannt werden, wenn sie *entstanden* ist. Der *Nachweis des Existenseins* wird dadurch geführt, daß man (a) theoretisch zeigt, daß die als existierend behauptete Sache sich *herausdifferenziert* hat aus einer *vorausgegangenen* Sache, und (b) das *Hervortreten* der neuen Sache aus der alten *empirisch belegt*. Die „vorausgegangene Sache“ muß dabei als „unproblematischer Hintergrund (zeitweilig) vorausgesetzt“ werden; das ist ein üb-

liches und unvermeidliches Verfahren: der Nachweis des Entstandenseins kann selbstverständlich nur relativ geführt werden zu dem, was in einem gegebenen Moment der Wissenschaftsgeschichte als schon – oder noch – nachgewiesen gilt. – Die Konstituierung des Konstrukts „Motiv“ durch Ute Holzkamp-Osterkamp folgt der Regel, die wir skizziert haben:

„Mit der Herausbildung des Bevorzugungsverhaltens ist u. E. die spezifische Entwicklungs- und Ausprägungsform des Emotionalen erreicht, die man als ‚motivational‘ zu bezeichnen hat. . . Von *motiviertem Handeln* sollte man erst dann sprechen, wenn die bereits im Appetenz- und Instinktverhalten liegende, phylogenetisch programmierte Gerichtetheit durch gelernte Individualisierung der *emotionalen Valenzen* so spezifiziert ist, daß das Tier andere Befriedigungsmöglichkeiten *aufgrund der lernbedingten Antizipationen der mit diesem einen Objekt verbundenen höheren Befriedigung* verweigert“ (1975; 171),

was selbstverständlich empirisch konstatiert werden kann, etwa wenn hungerrige Ziegen Gerste, die sie finden, unangerührt lassen, um nach dem von ihnen bevorzugten Brot zu suchen, von dem sie antizipieren, daß es ebenfalls zur Verfügung steht (Untersuchung von Fischel 1929; vgl. Holzkamp-Osterkamp a.a.O.).

Wenn nun z. B. nach dem „Leistungsmotiv in unserer heutigen Gesellschaft“ gefragt wird, so braucht nur die *Entwicklung weiterverfolgt* werden – anhand der historischen Empirie, in der sie sich niedergeschlagen hat –, die das Motivations-Phänomen genommen hat. Wir brauchen nun nicht mehr zu fragen: „Gibt es überhaupt Motive?“ oder: „Ist es sinnvoll, das Motiv-Konstrukt zu erfinden?“, sondern die Frage wird präziser, spezifischer, und sie wird beantwortbar: „Haben Motive vielleicht etwa inzwischen aufgehört zu existieren?“ Holzkamp-Osterkamps bisher herausgearbeitete Teil-Antwort, wonach bei spezifisch menschlicher Motivation zwischen „produktiven und sinnlich-vitalen Bedürfnissen“ unterschieden werden muß, ist bereits weit von Alltagsvorstellungen entfernt, was man von der bei Herrmann referierten Auffassung, Motive seien das, was dahintersteht, wenn jemand einen Mangel behebt (nämlich daß dieser Jemand „sich ausrichtet“) (vgl. Herrmann 1969; 213), nicht sagen kann. Natürlich ist der Hinweis auf die Differenz zu Alltagsvorstellungen keine hinreichende Rechtfertigung, sondern Holzkamp-Osterkamps Hypothesen müssen auch noch in eine Forschungsetappe nicht-historischer, aktueller Empirie eingebracht werden, sobald die theoretische und historisch-empirische Etappe ihrer Konstituierung abgeschlossen ist. Diese aktual-empirische Etappe wird dann aber auch „zu etwas führen“: das „Motiv“-Konstrukt wird verfeinert, „konkretisiert“, modifiziert, allenfalls auch aufgegeben werden (dann aber aller Voraussicht nach so, daß sogleich eine theoretische Alternative vorhanden sein wird), aber es wird *nicht* in Partikel zerfallen, die sich hinterher nicht mehr zusammensetzen lassen.

Wie in der Physik Einzelfaktoren durch mathematische Theorie integriert werden, so in der Kritischen Psychologie durch Entwicklungslogik. Infolge dieser Integrationsmöglichkeit kann nicht nur „sofort“ eine allgemeine Theorie der Motive in wissenschaftlich kontrollierter Weise aufgestellt werden, sondern auch die Formulierung von Persönlichkeitstheorie überhaupt

muß nicht mehr utopisch schelnen (vgl. Holzkamp-Osterkamp 1975; 317 ff., 321). Die Entwicklungslogik erübrigt auch Herrmanns *Grundannahme der „Merkmals-Stabilität“* aus methodologischen Gründen und durchbricht damit eine weitere Oberflächlichkeit des Denkens. Nicht nur im überindividuellen Sinne, wie wir es am „Motiv“-Konstrukt gezeigt haben, sondern auch im individuellen Sinne können Merkmale wissenschaftlich-kontrolliert als veränderliche beschrieben werden. Mehr noch, sie müssen es, soll Wissenschaft nicht zweifelhaften Interessen unterworfen werden. Das führt uns zu einer weiteren, allgemeineren Differenz zwischen Herrmanns Persönlichkeitsforschung und der Kritischen Psychologie.

Wenn Herrmann immer wieder betont, es ginge in der Persönlichkeitsforschung darum, daß Verhalten *vorausgesagt* werden können müsse, und dies sei gerade der Grund, weshalb ausschließlich stabile Verhaltensmerkmale interessierten, so vergißt er das entscheidende Wörtchen „fremd“ in seine These einzufügen, wodurch sie erst vollständig, erst verständlich wird. Seiner Art von Persönlichkeitsforschung geht es darum, *fremdes* Verhalten vorauszusagen, das Verhalten *anderer Individuen*, mit denen es ein wissenschaftlich nicht thematisiertes Subjekt zu tun hat; nicht eigenes Verhalten und nicht das Verhalten solcher anderer, mit denen „man sich identifiziert“, mit denen zusammen „man eine Gruppe bildet“ usw. Die Fragestellung, „was ich voraussichtlich dann und dann tun werde“, ist schließlich auch erkennbar absurd. Von der anderen Fragestellung ist aber mit derselben Leichtigkeit erkennbar, daß sie bestimmten bornierten, unvernünftigen Interessen und Anschauungen „nahesteht“, z. B. dem Interesse kapitalistischer Personalchefs an Arbeitskräften mit gleichbleibenden Eigenschaften, d. h. an *jungen* Arbeitskräften (Menschen, die älter sind als vierzig, beginnen die Konstanz ihrer Fertigkeiten schon zu verlieren, verlieren damit auch an Interesse, werden nicht mehr eingestellt), oder man kann auch an das Verhältnis zwischen einem Malechauvinisten und der „kleinen Rothaarigen“ denken. Das *Interesse an der Veränderung des eigenen Lebens*, sei es eines Individuums, sei es eines Kollektivs oder einer Klasse, ist nicht mitberücksichtigt in dieser Wissenschaft, obwohl es prinzipiell unbestreitbar ist, daß solche Veränderungen möglich sind und beobachtet werden. Durch historische Analyse von Persönlichkeitsmerkmalen als geworden und veränderlich kann man sie *begreifen* und damit gegebenenfalls *antizipieren* und *beschleunigen*.

Die Alternative zum Dilemma der von Theo Herrmann repräsentierten Persönlichkeitsforschung ist also vorhanden. Freilich ist sie, wir haben das als bekannt vorausgesetzt, nicht ohne die gleichzeitige Übernahme weiterer theoretischer Hypothesen zu bekommen, insbesondere nicht ohne die marxistische Gesellschafts- und Geschichtstheorie. Das Programm der theoretischen Integration durch Entwicklungslogik hängt davon ab, daß die Entwicklung der in Rede stehenden Phänomene – das sind, wenn man die Persönlichkeit untersucht: Individuum, Gesellschaft und beider Geschichte – in theoretischer Form, nicht bloß nacherzählend „auf den Begriff gebracht“ werden kann; im Ansatz der Bewältigung dieses Problems schelnt der Marxismus noch immer konkurrenzlos. Nach Herrmanns Auffassung ist jedoch „keine einzelne Gesellschaftstheorie“ so weit „elaboriert“ (1973; 140), daß

Veranlassung bestünde, sich auf sie zu beziehen. Daher muß er beim Dilemma seiner einzelwissenschaftlichen Arbeit bleiben, auch nachdem er es zu erkennen beginnt. Wir haben bisher Herrmanns Beziehung zum Empirismus der Analytischen Wissenschaftstheorie in der Phase der Eröffnung dieser Beziehung, und damit in einer Phase der „Radikalität“ untersucht. Wir folgen ihm jetzt in die Phase des „Problembewußtseins“.

Wie in der Einleitung angekündigt, müssen wir, um diese Phase beurteilen zu können, zunächst gesondert auf die Analytische Wissenschaftstheorie eingehen.

3. Exkurs über die „Methodologie der Forschungsprogramme“ von Imre Lakatos

3.1. Einige grundsätzliche Bemerkungen darüber, was Wissenschaftstheorie ist

Damit überhaupt klar wird, worüber wir im folgenden reden wollen, werden wir in 4 Thesen andeuten, was wir nach Maßgabe unserer wissenschaftstheoretischen Auffassungen unter „Wissenschaftstheorie“ verstehen. Diese Andeutungen werden später, im letzten Abschnitt der vorliegenden Studie, noch ergänzt.

(1) Wissenschaftstheorie ist ein Funktionselement der Einzelwissenschaften; sie „vermittelt“ ihre Entwicklung, d. h. sie ist der Vorgang, daß als unproblematisch gesetzte Teilbereiche der Einzelwissenschaft – methodologischer, aber auch „inhaltlicher“ Art – *übertragen werden auf andere Teilbereiche*, wo sie quasi „Entwicklungshilfe“ leisten (sollen). Aus dieser Bestimmung ergibt sich ein „innerer“ Zusammenhang von Wissenschaftshistoriographie und „Wissenschaftslogik“.

(2) Die wichtigsten heute existierenden Wissenschaftstheorien lassen sich auf einzelwissenschaftliche „Regionen“ zurückführen, deren Selbstreflexion (unter je bestimmten Prämissen) sie darstellen. So stellt die Physik den beständigen Ausgangspunkt der Analytischen Wissenschaftstheorie in all ihren logisch-historischen Varianten dar. (Für den Logischen Empirismus des „Wiener Kreises“ ist *Albert Einstein* der Vertilger letzter metaphysischer Sprachreste in der Physik und so Vorbild einer sprachanalytisch orientierten Wissenschaftstheorie; für Popper ist er Schöpfer einer riskanten Theorie, die an der Erfahrung hätte scheitern können, also der natürliche Kronzeuge des Falsifikationismus; in der Sicht von Thomas S. Kuhn hat er ein neues Paradigma geschaffen, dadurch eine wissenschaftliche Revolution beendet und eine neue normalwissenschaftliche Tradition begründet.) Aus der Selbstreflexion der „Geisteswissenschaften“ entstand die Hermeneutik. Marxistische Wissenschaftstheorie kann zunächst nur die „Kritik der Politischen Ökonomie“ (einschließlich ihrer Entstehungsgeschichte) reflektieren und dann zunehmend die Resultate, Probleme, Verfahren *weiterer einzelwissenschaftlicher marxistischer Arbeit*, heute u. a. der Arbeit der Kritischen Psychologie.

(3) Der unter (1) angedeutete „Übertragungsvorgang“ hat eine Längs- und eine Querrichtung. Längsrichtung: zunächst treten wissenschaftstheoretische Reflexionen *innerhalb einer Einzelwissenschaft* auf als Meta-Reflexionen zu Problemen, auf die man „gestoßen“ ist. Jedoch sind sie in diesem Stadium noch nicht eigentlich *wissenschaftstheoretisch*; dies werden sie in dem Maße,

wie sie übergreifen auf *andere* Einzelwissenschaften, weil sie dadurch ja erst Reflexionen *der* Wissenschaft und „Wissenschaftlichkeit“ sind; also erst in der Querrichtung. Varianten des Übergreifens sind Kritik (andere Einzelwissenschaften werden als ganz oder teilweise „unwissenschaftlich“ nach dem eigenen Maßstab beurteilt), Wiedererkennen des eigenen Wissenschaftsbegriffs in anderen Wissenschaften, Beziehung von „Starthilfe“ aus anderen Wissenschaften usw. Dadurch, daß erst mit dem „Übergreifen“ einzelwissenschaftlicher Selbstreflexion auf andere Einzelwissenschaften mit einigem Sinn von *Wissenschaftstheorie* gesprochen werden kann, ist es auch allererst möglich, über *kontroverse* Wissenschaftstheorien *rational zu diskutieren*. Analytische, hermeneutische und marxistische Wissenschaftstheorie lassen sich zwar auf „regionale“ *Ausgangspunkte* zurückführen, sind aber als *Wissenschaftstheorien* „überregional“, erheben allgemeinen Geltungsanspruch, beziehen sich auf *denselben Gegenstand*. Es gibt nur *eine* – in sich zweifellos nur komplex definierbare – „Wissenschaftlichkeit“.

(4) Mit dem *Verhältnis* zwischen dem „regionalen“ Ausgangspunkt und dem „universalen“ Geltungsanspruch, das eine Wissenschaftstheorie definiert, ist uns schon sofort *ein* Kriterium zur *Beurteilung* von Wissenschaftstheorien in rationaler Diskussion gegeben, oder mindestens ist in eine Richtung der Kriterienfindung gewiesen (exakte Formulierungen stehen noch aus). Man muß nämlich offenbar die Frage, was eine Wissenschaftstheorie „taugt“, *zuspitzen* auf die Frage, was sie in derjenigen „Region“ von Einzelwissenschaften „leistet“, die *nicht* ihren Ausgangspunkt bildet.

3.2. Die „Methodologie der Forschungsprogramme“ von Imre Lakatos als Entwicklungsstufe der Analytischen Wissenschaftstheorie

In einer Reihe von wissenschaftstheoretischen Veröffentlichungen, die seinen Übergang zur einzelwissenschaftlichen Arbeit an der Kritischen Psychologie vorbereiteten, hatte sich Klaus Holzkamp (mit Argumenten, die selber auf der Skala eines Übergangs lagen, vom Konstruktivismus zum Marxismus) gegen den Anspruch sowohl des „Wiener Kreises“ als auch Poppers gewandt, dem Wissenschaftsfortschritt der Psychologie nützlich zu sein (vgl. Holzkamp 1972). 1973 schrieb Richard Münch in einer Replik:

„Holzkamps Diskussion der Popperschen Basisproblematik“ – d. h. von Poppers spezieller Fassung des empiristischen Grundtheorems, daß Aussagen auf Beobachtbares müssen zurückgeführt werden können – „ist völlig unzureichend, zumal er die wesentlichen Klärungen in Popper (1963), Feyerabend (1965, 1969) und Lakatos (1968, 1969 a, 1969 b, 1970) nicht berücksichtigt und so praktisch lediglich die Position eines naiven Falsifikationismus kritisiert, die inzwischen längst obsolet geworden ist“ (1973; 157).

Die Berücksichtigung dieser „wesentlichen Klärungen“ durch Theo Herrmann wird uns im folgenden Abschnitt beschäftigen. Hier ist erst einmal zu zeigen, daß sie einen rein physikalisch-„innerregionalen“ Charakter haben und daß aus diesem Grund nicht zu erwarten ist, daß sich das oben dargestellte Problem der Unanwendbarkeit des physikalischen Wissenschaftsbegriffs auf Psychologie überhaupt verschiebt.

Die Debatten der Analytischen Wissenschaftstheoretiker werden seit dem „Wiener Kreis“ durch zwei innere Widersprüche vorangetrieben, gewissermaßen einen theoretischen und einen empirischen Widerspruch. (Die tatsächliche physikalische Wissenschaftspraxis bleibt derweil, was sie ist: noch immer argumentieren ihre Reflektoren, ob sie Kuhn oder Feyerabend helfen, mit Galilei, Newton und Einstein.) Der *theoretische Widerspruch* lautet, daß Empirie (Beobachtbarkeit) „die“ entscheidende Prüfinstanz der Theorie, Maßstab Ihrer Wissenschaftlichkeit sein soll, aber zugleich bekannt ist, daß jede Empirie selber schon „theoriegetränkt“ ist. Der Maßstab müßte von dem zu Messenden unabhängig sein, er ist es aber nicht; dennoch scheint man ihn aufrechterhalten zu müssen, weil sonst die ganze „Rationalität“ (lies: der Empirismus) zusammenbrechen würde. Der *empirische Widerspruch* besteht zwischen den Normen der Wissenschaftlichkeit, die aufgestellt werden, und der immer wieder gemachten Entdeckung, daß die tatsächliche Wissenschaft auch in ihren von den Normgebern selbst anerkannten Vorbildern gerade dadurch existiert, daß sie den Normen *nicht* folgt.

Natürlich kommt hier von vornherein nur die Physik in Betracht; daß Freud und Marx dem Empirismus nicht folgten, hat Popper, wie man weiß, keineswegs verunsichert, sondern erst dazu veranlaßt, Wissenschaftstheoretiker zu werden (Popper 1963; 34 f.).

Wir wollen die Entwicklung der beiden Widersprüche, die schon 1932/33 mit Otto Neuraths Aufsatz „Protokollsätze“ beginnt und dann niemals mehr abreißt, hier nicht darstellen – die „Protokollsatzdiskussion“, Poppers Induktivismus-Kritik und der westdeutsche sogenannte „Positivismusstreit“ bilden seine vielleicht interessantesten früheren Etappen –, sondern nur die Grundlagen der gegenwärtigen Diskussion skizzieren, die mit dem Vorstoß von Thomas S. Kuhn beginnt. In Kuhns berühmter Studie „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ (1962, dt. 1973) werden beide genannten Widersprüche so weit zugespitzt, daß es scheint, der Empirismus müsse aufgegeben werden: Kuhn stellt schon die Frage nach einer „lebensfähige(n) Alternative für das traditionelle epistemologische Paradigma“ (1973; 164). Er zeigt empirisch, als Wissenschaftshistoriker, daß das empiristische Grundtheorem in der Entwicklung der Physik faktisch nicht befolgt wurde, und theoretisch, daß es gar nicht befolgt werden konnte und durfte. Die Sprengkraft seines Vorstoßes auch unter Analytischen Wissenschaftslogikern dürfte eine Folge seiner *historischen Empirie* sein. Die schon von Neurath gewußte Wahrheit, daß Beobachtung „theoriegetränkt“ ist, erhält hier nämlich die besonders anschauliche, deshalb besonders schwer „verdauliche“ Gestalt eines unvermittelten Nebeneinanders widersprechender „Beobachtungen“ derselben Sache, je nach der „Getränktheit“ durch die alte Theorie oder durch die konkurrierende neue. Etwa: wo Galilei ein Pendel „sieht“, „sehen“ die Aristoteliker einen gehemmtten Fall. Vor Kopernikus „sahen“ die westlichen Astronomen keinerlei himmlische Veränderungen, keine Kometen, neuen Sterne, Sonnenflecke, aber die

„Chinesen, deren Auffassung vom Kosmos Veränderungen am Himmel nicht ausschloß, hatten das Erscheinen vieler neuer Sterne am Firmament viel früher aufgezeichnet“ und auch über Sonnenflecke „systematisch berichtet“ (159).

Die Anzahl der Kuhnschen „Beispiele“ ist groß, durch sie lebt seine Studie, sie sind das Medium seiner Eindringlichkeit; die theoretischen Schlußfolgerungen werden andere zu ziehen versuchen. Er gibt jedoch hierzu alle Stichworte. Ist „sinnliche Erfahrung“, fragt er,

„fixiert und neutral? Sind Theorien einfach menschliche Interpretationen gegebener Daten? Der epistemologische Standpunkt, der die westliche Philosophie während dreier Jahrhunderte so oft gelehrt hat, verlangt ein sofortiges und eindeutiges Ja! In Ermangelung einer ausgereiften Alternative halte ich es für unmöglich, diesen Standpunkt völlig aufzugeben. Und doch, er fungiert nicht mehr wirksam, und die Versuche, ihn durch Einführung einer neutralen Beobachtungssprache wieder dazu zu bringen, erscheinen mir hoffnungslos.“ (169)

Dies ist gegen Carnap, die Hauptfigur des „Wiener Kreises“, gerichtet; auch Poppers Verstoß von Empirismus wird lapidar zurückgewiesen:

„Wenn jeder einzelne Fehlschlag bei der Anpassung ein Grund für die Ablehnung der Theorie wäre, müßten alle Theorien allezeit abgelehnt werden.“ (194) „Alle geschichtlich bedeutsamen Theorien haben mit den Fakten übereingestimmt, aber nur bis zu einem gewissen Grade. Eine genauere Antwort gibt es nicht auf die Frage, ob und wie gut eine einzelne Theorie zu den Fakten paßt.“ (195)

Kuhn ist inkonsequent, wenn er fortfährt:

„Fragen ähnlicher Art können aber gestellt werden, wenn Theorien kollektiv oder auch nur paarweise betrachtet werden. Es ist durchaus sinnvoll zu fragen, welche von zwei miteinander konkurrierenden Theorien *besser* zu den Fakten paßt.“ (ebd.)

Denn wenn die Fakten nicht neutral sind, können sie allem Anschein nach nicht nur nicht über *eine* Theorie Richter sein, sondern auch nicht über deren zwei. An anderer Stelle führt er denn auch aus, daß die Frage, welche Theorie „besser paßt“, nicht durch Rationalität, sondern nur durch Überredungskunst beantwortet werden könne, wie es überhaupt seine allgemeine Linie ist, den von ihm unerträglich zugespitzten Widerspruch im empiristischen Rationalitäts- und Wissenschaftlichkeits-Begriff zu lösen durch Ausweichen von der Ebene der Rationalität in diejenige der Sozialpsychologie, von der Normgebung zur Nacherzählung. Jedoch beschreibt jene inkonsequente Bemerkung bereits den ganzen Umkreis der *gegen Kuhn* vonseiten der Popper-Schule vorgebrachten Argumente und kann als zusammenfassende, vorwegnehmende Charakterisierung der *Wissenschaftstheorie von Imre Lakatos* aufgefaßt werden.

Nachdem andere Popper-Schüler die von Kuhn aufgehäufte historische Empirie zunächst schlicht zu leugnen versucht hatten (vgl. Watkins 1970 und Toulmin 1970, beide dt. 1974), stellte sich Lakatos die Aufgabe, sie und die Popper-Konzeption miteinander zu vereinbaren; er suchte m. a. W. nach einer neuen Bewegungsform für die inneren Widersprüche des Empirismus, damit nicht mit diesem „unsere zentralen intellektuellen Werte“ verloren gingen (Lakatos dt. 1974; 91). Es mußte dazu gelingen, den folgenden, von Kuhn in Erinnerung gebrachten Sachverhalt *empiristisch* und *normativ* zu interpretieren:

„Wissenschaftliche Theorien sind alle nicht nur gleichermaßen unabweisbar und unwahrscheinlich, sondern sie sind auch alle gleichermaßen unwiderlegbar“ (Lakatos 1974; 101).

Die Antwort von Lakatos besteht in seiner „Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme“. Sie kann in gebotener Kürze durch zwei Grundthesen charakterisiert werden. Erstens: Theorien müssen, um als wissenschaftliche anerkannt zu werden, zur *Entdeckung neuer Tatsachen* führen können und/oder tatsächlich dazu geführt haben. Daraus folgt, daß man als wissenschaftlich/unwissenschaftlich nicht eine einzelne Theorie, sondern allenfalls eine *Theorien-Reihe*, d. h. den Verlauf eines „Forschungsprogramms“ bezeichnen kann. Solange er zur Entdeckung neuer Tatsachen führt, findet „progressive Problemverschiebung“ statt, andernfalls „degenerative“. Das Forschungsprogramm ist durch einen „harten Kern“ definiert: theoretische „Grundannahmen“, die selbst bei widersprechender Empirie solange aufrechterhalten werden dürfen, wie im übrigen noch ein „progressiver“ Verlauf in angegebenen Sinne stattfindet. Hört dieser jedoch auf, dann steht der „harte Kern“ und damit das ganze Programm zur Disposition. Zweitens: als *widerlegt* kann ein Forschungsprogramm erst dann gelten, wenn ein alternatives Forschungsprogramm mit progressivem Verlauf vorhanden ist, zu dem der Forscher überwechseln kann; widersprechende Empirie allein reicht zur Widerlegung nicht aus, ja nicht einmal der degenerative Verlauf des eigenen Programms, wenn die Alternative fehlt.

Die Basis der Wissenschaftlichkeit liegt hier wiederum in der Beobachtung (der „neuen Tatsachen“). Die Beobachtung rechtfertigt oder widerlegt Theorien zwar nicht mehr, scheint aber wenigstens noch imstande, sie zu belasten oder zu erleichtern. Indessen ist das empiristische Kriterium, wie sich auch in der Durchführung der skizzierten Grundthesen zeigt, sehr uneindeutig geworden, wodurch das andere Anliegen von Lakatos, nämlich die Normativität der Wissenschaftstheorie aufrechtzuerhalten, in Mitleidenschaft gezogen wird. Lakatos scheut sich nicht vor der absurden Konsequenz einer „Norm-ex-post“:

„Im Lichte dieses Aufsatzes wird die utopische Idee einer sofort wirkenden Rationalität das hervorstechende Merkmal der meisten Erkenntnistheorien. . . . Die Fallstudien in diesem Abschnitt zeigen, daß die Rationalität viel langsamer arbeitet, als die meisten Leute glauben wollen, und daß sie selbst dann fehlbar ist. Die Eule der Minerva fliegt in der Dämmerung.“ (168)

Aber immerhin, eine Norm ist eine Norm. Wenigstens die Absicht ist klar erkennbar, den Standpunkt des *laissez faire* in der Wissenschaft zu verbleiben, auch wenn der Popper-Schüler zugeben muß, daß Wissenschaftler nicht schon durch Beharren auf ihren Theorien trotz „widerlegender“ Beobachtung unwissenschaftlich verfahren. Deshalb schreibt der schon eingangs zitierte Richard Münch über die Intentionen der Lakatosschen Methodologie zu Recht:

„Um Beharrlichkeit durch Bewährung überhaupt zu rechtfertigen, muß ein Forschungsprogramm dem Risiko des Scheiterns ausgesetzt werden. Dies ist allein durch Proliferation theoretischer Alternativen zu erreichen. . .“ (Münch 1973; 160)

Und weiter:

„Der Falsifikationismus hat demgemäß – entgegen Holzkamps Auffassung. . . – einlges und ganz konkretes zum Forschungsprozeß zu sagen. . . Der Falsifikationismus ist dabei sicherlich imstande, die reale Forschungspraxis, die nicht vor jeder falsifizierenden Instanz zurückweicht, hinreichend zu deuten, ohne der Neigung rein explikativer Wissenschaftstheorie zu verfallen, jede Art von Forschungspraxis allein kraft ihrer Faktizität zu dulden.“ (161)

Sehen wir zu.

4. Theo Herrmanns Methodologie der nichtkonkurrierenden Forschungsprogramme

4.1. Typ a-Programme und Typ b-Programme

Die Situation der „empirischen Persönlichkeitsforschung“ als Aggregat von Einzelfaktoren ohne theoretische Integrationsmöglichkeiten hatten wir schon am Ende des 2. Abschnitts der empiristischen Wissenschaftstheorie zur Last gelegt. Nach dem Exkurs des 3. Abschnitts können wir unser Urteil weiter spezifizieren. Das Wissenschaftlichkeits-Kriterium des Empirismus zeigt nicht erst in Konfrontation mit Psychologie, sondern schon angesichts der Physik, wo es seinen „Ausgangspunkt“ hat, innere Widersprüchlichkeit. Jedoch handelt es sich, soweit die Physik zur Debatte steht, bloß um den *Widerspruch der Interpretation* einer Wissenschaftspraxis, die währenddessen unbeeindruckt ihre Fortschritte zeltigt. Ganz anders stellt sich augenscheinlich die Lage in der Psychologie dar. Soweit ihre Subjekte dem Empirismus zunelgen, warten sie nicht von ferne ab, wie dieser seine Interpretationsfähigkeit entwickelt, sondern *setzen seinen Selbstwiderspruch ins Werk*. Aber der Selbstwiderspruch – zwischen Maßstab-Funktion und „Theoriegetränktheit“ der Empirie – kann dabei nicht als solcher bewußt werden. Das theoretische Moment *in* der Beobachtung muß dem Problembewußtsein des Psychologen entgleiten, wenn Theorie *als äußeres Korrelat* der Beobachtung, infolge der Unanwendbarkeit des physikalischen Theorie-Begriffs, verschwunden ist. So ist der Schein falscher Unmittelbarkeit vollständig, der die Faktorenanalytiker glauben läßt, ihre Beschreibungsmerkmale der Persönlichkeit seien objektiv und wissenschaftlich, während sie in Wahrheit, wie wir gesehen haben, nur den Oberflächenschein des Alltags reproduzieren.

In der jetzt zu betrachtenden Adaption und „Weiterentwicklung“ der Wissenschaftstheorie von Lakatos läßt Theo Herrmann diese Beschreibungsmerkmale der Persönlichkeit, z. B. Angst, Leistungsmotivation (Herrmann 1976; 29) – daneben anderes, was im gegenwärtigen Zusammenhang weniger interessiert – neuerdings als *Gegenstände von „Forschungsprogrammen“* figurieren.

Er versucht freilich, das Begründungsverhältnis umzukehren, so als ob er zunächst die Lage der Psychologie in sozusagen neutraler Beobachtungssprache darstelle und dann erst nach der theoretischen Interpretierbarkeit dieser Lage durch Lakatos und andere frage. Wir brauchen dieses Spiel nach

unseren vorausgegangenen Erörterungen nicht mehr mitzumachen. Die Lage der Psychologie wird *mit theoretischen Begriffen* dargestellt, und zwar sind dies Begriffe von Lakatos, die erstmals in Herrmanns Veröffentlichungen auftauchen: Forschungsprogramm, harter Kern (bzw. „invariante Struktur“), Sequenz (von Schritten eines Forschungsprogramms; ein anderes Wort für Theorien-Reihe). Die Lakatossche Methodologie bildet damit den theoretischen Rahmen der Interpretation der Lage der Psychologie, und wir haben zu betrachten, in welcher Weise er sich auswirkt bzw. welche Verwendung Herrmann von ihm macht.

Wenn also Herrmann nunmehr von „Forschungsprogrammen“ spricht, so ist dies nicht so zu verstehen, als ob z. B. eine Theorie T_1 ein Forschungsprogramm über den Gegenstand Leistungsmotivation bildet und so mit der Theorie T_2 über denselben Gegenstand, also mit einem *alternativen* Forschungsprogramm *konkurriert*. Mit einigem Sinn könnte man ja auf eine solche Sprachregelung sich einlassen und dabei etwa einerseits die Theorie Holzkamp-Osterkamps im Auge haben und andererseits diejenige, wonach Motivation eine Gerichtetheit zur Behebung von Mängelzuständen ist. Es wäre dann freilich eine vom Empirismus verschiedene Wissenschaftstheorie heranzuziehen bzw. aufzubauen, die, wenn entwicklungslogische Theorien mit zur Debatte stehen, die Optionsmöglichkeit für die „bessere“ Theorie qua Rekurs auf Empirie und/oder zusätzliche Rationalitätskriterien zeigt. Herrmann hat anderes im Sinn. Zunächst wird unterschieden, daß es in der Psychologie *zwei gegensätzliche Arten* von Forschungsprogrammen gebe, „Typ a“ und „Typ b“. In diesem Differenzierungsprozeß ist das „Forschungsprogramm“ sensu Lakatos modifiziert und, wie Hegel sagen würde, „herabgesetzt“ zum Typ b-Programm, während das sogenannte Typ a-Programm praktisch eine Bezeichnung für das Gegenteil von „Forschungsprogrammen“ sensu Lakatos ist. Typisch für die Psychologie, hören wir, sind aber gerade die Typ a-Programme. Leistungsmotivation wiederum ist ein typisches Typ a-Programm. Betrachten wir dies näher.

Das Forschungsprogramm nach Typ b besteht ähnlich wie bei Lakatos in einem theoretischen Erklärungsansatz, bei dem, wie Herrmann erläutert, *eine* Theoriekonzeption „sozusagen auf eine Sequenz empirischer Tatbestände angewandt wird“ (29). Der Unterschied zu dem bei Lakatos Intendierten ist jedoch bereits gravierend: die Frage wird nicht gestellt, nach welchen Kriterien man vom progressiven oder degenerativen Verlauf einer Sequenz sprechen kann, auch fehlt schon hier der bei Lakatos konstitutive Hinweis auf die „Konkurrenzsituation“, in der sich ein Forschungsprogramm stets befinden soll. Außerdem ist die Äußerlichkeit bemerkenswert, in der die Sequenzschritte zueinander stehen. *Derselbe* Erklärungsansatz ist es bei Lakatos, der sich in der Konfrontation mit Fakten, die mit dem Verlauf des Programms zunehmend erst ins Blickfeld geraten – ihre *Entdeckung* ist schließlich geradezu Kriterium seiner Progressivität –, verändert und dabei doch seine Identität behält. Nur wegen dieses Verhältnisses von Identität und Anderswerden kann an den Verlauf überhaupt normativ herangegangen werden. Die Funktion der Umformulierung bei Herrmann besteht gerade darin, diese Reste von Normativität, die in den Begriffen von Lakatos noch stecken, zu eliminieren; das zeigen seine Beispiele.

„... wird die im Prinzip *invariante Theoriekonstruktion* der Skinner-schen Lerntheorie (Typ b) spezifiziert, ausgearbeitet und auf eine Vielzahl von einander unabhängiger Sachverhaltsgebiete (Taubendressuren, programmierter Unterricht, Verhaltenstherapie, Erlernen der Muttersprache, elterliche Erziehung usf.) angewendet... Die mathematische Konzeption von Rasch (Typ b) wird nicht nur als solche (als mathematisches Modell) spezifiziert, verallgemeinert usf., sondern auch zum einen bei der Konstruktion psychologischer Tests, Fragebögen u. dgl., aber auch zum anderen etwa auf die psychologische Kleingruppenforschung, auf das ‚Attitüdenproblem‘, auf die Erforschung von Problemlösungsprozessen und vieles andere angewandt.“ (30) Weitere Beispiele sind die Berliner Gestalttheorie und der kybernetisch-systemtheoretische Ansatz (29 f.).

Wenn der Psychologe von Taubendressuren zu programmiertem Unterricht übergeht, kann der Wissenschaftstheoretiker dabei nicht gut nach progressivem oder degenerativem Verlauf fragen. Die Rede von der „Sequenz empirischer Sachverhalte“ ist mehr als eine Abstumpfung Lakatos-scher Methodologie; sie ist eine Begriffsverwirrung. In keiner ernstzunehmenden Wissenschaftstheorie interessiert die Trivialität, daß die Gegenstände von Theorien bzw. Forschungsprogrammen empirische Gegenstände sind, d. h. unspezifisch „beobachtet werden können“, sondern es interessiert die Zurückführbarkeit der *je spezifischen theoretischen Annahmen* über diese Gegenstände auf Beobachtung. Ob das Verhältnis von Skinners Lerntheorie und Taubendressur von *dieser* Art ist, ist eine Frage, die von jener Rede mehr verdeckt als gestellt wird, gerade sie steht aber nicht ohne Grund im Zentrum der Reflexion von Lakatos. – Kurz, die Adaption Lakatos-scher Bezeichnungen, Sequenz, Forschungsprogramm, empirischer Tatbestand, erweist sich bisher als semantische Spielerei. Dabei hatten wir es noch mit solchen Momenten psychologischer Wissenschaftspraxis zu tun, von denen sich Herrmann, wie erinnerlich, distanziert: Theorien größere Reichweite, angefangen mit Persönlichkeits-, ja schon mit Motivationstheorien, lehnte er am „Kanon der empirischen Psychologie“ gemessen ab. Seine „Typ b-Programme“ sind solche von ihm abgelehnten Theorien. Die Typ a-Programme, zu denen solche über Persönlichkeitsmerkmale gehören, erwecken nun nicht einmal mehr den Anschein der Übereinstimmung mit der Lakatos-schen Methodologie.

Es handelt sich bei ihnen um Forschungsprogramme, die nicht durch einen invarianten Theorieansatz charakterisiert sind, sondern umgekehrt durch einen *invarianten Problemgegenstand*, beispielsweise die Müller-Lyers-Täuschung (MLT), das Tiefensehen oder eben Angst, Leistungsmotivation und andere Persönlichkeitsmerkmale. Die Durchführung solcher Programme besteht in der Abfolge verschiedener, im Prinzip nicht notwendig überhaupt miteinander verbundener theoretischer Erklärungsansätze. So wird die Sequenz des „Forschungsprogramms“ MLT, das Herrmann zum ausführlich erörterten „Startbeispiel“ seiner ganzen Darlegung wählt, gebildet durch die Konfluxionstheorie von Müller-Lyers selbst, die Gestalttheorie und die Größenkonstanztheorie. Aber wie können diese Theorien, die untereinander nicht sinnvoll verglichen, also auch nicht nach dem Kriterium der Progress-

sion/Degeneration beurteilt werden können, dennoch *ein* Forschungsprogramm bilden? Was

„verbindet die älteste mit der jüngsten Arbeit? Die triviale Antwort lautet: Es handelt sich stets um die *Erklärung von MLT*“ (22).

Die Typ a-Programme sind eine interessante „logische Umkehrung“. Einerseits erkennt man leicht, daß sie *dieselbe Forschungspraxis* nur aus einem *anderen Blickwinkel* beschreiben. Ob man nämlich z. B. die Gestalttheorie als Typ b-Programm betrachtet, das auf den „empirischen Tatbestand“ MLT angewandt wird, oder umgekehrt diesen „Tatbestand“ als Typ a-Programm, zu dessen Erklärung die Gestalttheorie herangezogen wird, kommt aufs gleiche hinaus. Andererseits bewirkt die Umkehrung doch etwas, nämlich eine Bedeutungsverschiebung der Bezeichnung „Programm“. War diese Bezeichnung beim Begriff „Typ b-Programm“ noch im Lakatosschen und auch umgangssprachlichen Sinne *subjektiv* verstanden als eine Forschungsstrategie von Wissenschaftler-Subjekten, die einen „Willen“ artikulieren und diesen in mehreren Schritten gezielt ausführen (wobei der Gegenstand dieses „Willens“ und die Strenge und Kontrollierbarkeit seiner Artikulation ein solches Unternehmen zum „objektiven“, wissenschaftlichen machen), so ist gerade dieses Moment bei der Formulierung desselben Sachverhalts als Typ a-Programm eliminiert. Das MLT-„Programm“ ist *eine Forschungsstrategie, die niemand eingeschlagen hat und die doch existiert*. Was ist der Sinn dieser metaphysischen Unterstellung? – Man erkennt das, wenn man näher betrachtet, was Herrmann als harter Kern derartiger „Programme“ gilt.

Die „Invarianz der Forschungsfrage, das *Gleichbleiben des Problematisierten*“ konstituiert ein Typ a-Programm als konsistentes Forschungsprogramm (26). So ist es also genaugenommen doch nicht der „empirische Tatbestand“, der das Programm definiert, sondern es sind die *theoretischen Annahmen*, die zusammen seine Problematisierung ausmachen, beispielsweise im Falle von MLT die

„Unterstellung, daß das (‚physikalisch‘) Gemessene irgendwie der ‚wahren Beschaffenheit der Dinge‘ näher kommt als unser Wahrnehmungsurteil“

und die Vorstellung, dieser Widerspruch müsse aufgeklärt werden können (ebd). Jetzt stellt sich der Unterschied von Typ a und Typ b so dar: Der Ausgangspunkt von Typ b-Programmen sind Theorien, d. h. Aussagengefüge. Der Ausgangspunkt von Typ a-Programmen sind Forschungsfragen, die ihrerseits Umformung von Aussagengefügen sind. Typ a und Typ b können sich nur durch die Eigenart der sie jeweils konstituierenden Aussagen unterscheiden. Während man bei Aussagengefügen vom Typ b, z. B. beim mathematischen Modell von Rasch oder bei Skinners Lerntheorie, sogleich, um es ganz vage auszudrücken, Medien der wissenschaftlich-kritischen Diskussion vorfindet, mit deren Hilfe man sie begrüßen, ihre Modifikation oder Ersetzung vorschlagen oder bereits den Versuch ihrer Konstitution zurückweisen kann, ist das Aussagengefüge vom Typ a einer wissenschaftlichen Kritik nicht zugänglich. Wir haben den Mechanismus im 2. Abschnitt schon besprochen: man scheint so weit zurückgegangen in die Vor-Phasen des ei-

gentlich wissenschaftlichen Prozesses, daß irgendeine Form von Kontrolle von den übrigbleibenden Vor-Annahmen schlechterdings nicht mehr scheint verlangt werden zu können, besonders da diese Annahmen ja nicht als solche mit theoretischem Anspruch formuliert werden, sondern sich in die „Offenheit“ der Forschungsfrage aufgelöst haben. Dabei wird die Problematik dieses Mechanismus beim Beispiel MLT noch verdeckt. Die hier konstitutive Forschungsfrage ist *faktisch* gar nicht angreifbar, sie kann noch als klassisches Beispiel eines theoretischen Problems angesehen werden, das aus der Konfrontation vorausgesetzter „Theorie“ mit einem empirischen deviant case entsteht. Aber der Umstand, daß Herrmann nicht nur MLT, sondern auch Angst, Leistungsmotivation, überhaupt: Persönlichkeitsmerkmale im weiter oben besprochenen Sinne zu typischen Gegenständen von Typ a-Programmen werden läßt, zeigt, daß der theoretische Problemcharakter der MLT-Forschungsfrage für Typ a-Programme nicht konstitutiv ist. Angst z. B. ist nämlich kein theoretisches Problem, wenn auch ein praktisches, sondern *prima facie lediglich eine Vorstellung*, besser eine Summe von Vorstellungen. Wir haben schon einmal festgestellt, daß es problematisch ist, diese als Vorannahmen einfach zu akzeptieren. Es ist dies ja gerade der Weg, auf dem der Oberflächenschein der Persönlichkeit, der sich im Alltagsverstand abbildet, in die Wissenschaft gelangt und sich dort befestigt! Durch ihre Bezeichnung mit Lakatoschen Vokabeln wird die Sache nicht besser, sondern schlimmer.

Kurz: Typ a-Programme und Typ b-Programme sind Namen für dieselbe psychologische Forschungspraxis. Betrachtet man diese nach Typ b, so ergibt sich das Bild von Wissenschaftlern, die Theorien aufstellen und sie auf verschiedene Gegenstände anwenden. Dies ist eine legitime, wenn auch unkritische – stellt man das „Potential“ der Methodologie von Lakatos in Betracht – Darstellung einer tatsächlich vorhandenen Verlaufsform der Entwicklung der Psychologie. Die Verlaufsform nach Typ a dagegen existiert nicht in der Wirklichkeit, jedenfalls nicht so, wie sie anfangs formuliert und durch Beispiele begründet wird: es existiert beispielsweise nicht wirklich ein „Forschungsprogramm“ MLT. Die Betrachtung der Forschungspraxis nach Typ a hat aber den Effekt, daß als legitimer Bestandteil der Forschungspraxis solche Arbeit erscheint, die von unkontrollierten, beliebigen Anfangs-Annahmen ausgeht. Ein Typ a-Programm ist gewissermaßen der Freibrief, Wissenschaft auf Vorurteilen aufzubauen. Als solcher kann es nun doch existent *gemacht werden*. Es sind nun doch zwei subjektive Forschungsstrategien entstanden, „zwei recht verschiedene *Strategietypen* des wissenschaftlichen Problemlösens“ (31). Obwohl Herrmann mit Recht den „globalen Eindruck“ hat,

„daß es der derzeitigen Wissenschaftslehre eher um Forschung vom Typ b als vom Typ a geht“ (33),

zieht er es vor, sich für Typ a-Forschung zu entscheiden. Die faktorenanalytische Forschungspraxis hat damit nicht mehr naturwüchsigen, sondern reflektierten Charakter, und doch darf sie bleiben, was sie ist. – Das Verhältnis von Wissenschaftstheorie und Einzelwissenschaft nimmt hier eine bemerkenswerte, quasi mathematisch vereinfachte Gestalt an: weder kann die

„derzeitige“ Wissenschaftstheorie die Einzelwissenschaft kritisieren, orientieren, normieren, noch führt die Selbstreflexion der Einzelwissenschaft zur Forderung nach Veränderung an die Adresse der Wissenschaftstheorie. Sondern beide treten säuberlich auseinander, um dann eine extensionale Struktur zu bilden – Typ b und Typ a.

Wenn es schwierig ist, den inneren Konstitutionsprozeß der „Methodologie der Typ a-Programme“ zu rekonstruieren, dann ist es umso leichter, den am Ziel des Wissenschaftsfortschritts gemessen reaktionären Charakter der Konsequenzen zu sehen, die Herrmann aus seiner Methodologie zieht. Herrmann empfiehlt generell eine „Methodik der Rückbindung theoretischer Annahmen an Problemstellungen“ (155) und daher interne Beurteilungsgesichtspunkte, die problemorientiert sind. Diese Konstellation führt ihn zu der Frage, wie denn solche Beurteilung überhaupt geleistet werden können soll von von solchen, die nicht auch „problemorientiert“ sind in dem Sinne, daß sie *am selben Problem*, d. h. am selben Typ a-Programm arbeiten. (Man darf nicht vergessen, daß „Problem“ nur eine Metapher für beliebige Anfangs-Vorstellungen ist.) Die Antwort: – gar nicht.

„Die tatsächliche Anwendung adäquater, insbesondere problembezogener Kriterien auf konkrete Forschungsarbeit“ – z. B. bei Auslese- und Qualifikationsverfahren – muß „dem kleinen Kreis der jeweiligen Kenner überlassen bleiben, wobei naturgemäß der Kreis der Kenner problemspezifisch wechselt.“ (160)

Die *Institutionen* werden deshalb aufgefordert, die Kriterien ihrer Geldvergabe in Richtung auf „problemorientierte“ Bewertungsgesichtspunkte zu verändern (157). Auch *Wissenschaftler-Kollegen* sind aus dem „Kreis der Kenner“ ausgeschlossen, denn die Bewertung der „problemartspezifischen“ Tauglichkeit

„bedeutet unter anderem die Vergegenwärtigung, daß auch innerhalb des Kreises psychologischer Forscher nicht jedermann über alles mitreden kann“ (160).

Herrmann geht noch einen Schritt weiter. Nicht nur die Konkurrenz verschiedener Theorien ist ad acta gelegt, sondern der Theoretiker kann sich, folgt man seiner Logik, nicht einmal selbst kritisieren, weil eine „Problemstellung“ einfach ein Fakt ist und daher nicht verändert, sondern allenfalls verlassen werden kann. Es ist wie beim Schachspiel:

„Durch keine Variante des Schachspiels kann man den das Schachspiel konstituierenden Annahmenkern als falsch erweisen.“ (45)

(Herrmann irrt. Gerade darin, daß das Schachspiel nicht „falsch sein kann“, unterscheidet es sich prinzipiell von jeder wissenschaftlichen Problemstellung – ein Problem, eine Forschungsfrage kann falsch gestellt sein –, und mehr noch von bloßen *Vorstellungen*, die Herrmann ebenfalls als „Problem“ figurieren läßt und bei denen es sogar *prinzipiell wahrscheinlich* ist, daß sie falsch sind.)

„Problemstellungen können als unfruchtbar, uninteressant usf. aufgefaßt werden; sie können aber nicht in dem Sinne falsch sein, wie Lösungsversuche falsch sein können. Insofern darf also gesagt werden:

Die das jeweilige Problem konstituierenden Kernannahmen sind im Problemlösungsprozeß nicht widerlegbar bzw. falsifizierbar“ (45).

Man muß angesichts dieser Immunsierungsstrategie gegen Kritik daran erinnern, daß Herrmann noch 1971 die „nomothetische Psychologie“ praktisch ausschließlich durch Hinweise ihrer Übereinstimmung mit Poppers Falsifikationismus erläutert und gerechtfertigt hatte. Mehr noch, ganz wie Richard Münch argumentierte er damals mit Lakatos:

„Theoretische Aussagen und Aussagengefüge (Theorien) müssen zwar *widerlegbar* sein; die wissenschaftliche Praxis unterwirft sich aber nicht dem Zwang, Aussagen und Aussagengefüge in jedem Falle bei Auffindung eines empirischen Befunds, der mit dem Aussageninhalt nicht vollständig vereinbar ist, *tatsächlich* zu annullieren. (Vgl. auch Lakatos 1970.)“ (1972; 53)

Freilich, damals stand nicht die eigene Forschungspraxis zur Debatte, sondern es wurde gegen Holzkamp argumentiert. Für die eigene Forschungspraxis hat Herrmann nun einen Bereich der Unwiderlegbarkeit abgesteckt. Es handelt sich um den Bereich, den wir im 2. Abschnitt ausführlich kritisiert haben. Die These der Unwiderlegbarkeit kann mithilfe der Lakatoschen Methodologie nicht begründet werden. Und doch hat deren Kategorie des „harten Kerns“ ihre Formulierung allem Anschein nach veranlaßt?

4.2. Wissenschaftstheorie und Einzelwissenschaft am Beispiel Theo Herrmann

Wir stehen vor einem Bild wahrhaft „skandalöser“ Beziehungen zwischen Analytischer Wissenschaftstheorie und Psychologie. Im ersten Durchgang hat die Bezugnahme auf die Analytische Wissenschaftstheorie zur Aufstellung rigider, reduktionistischer Normen für die Arbeit der Psychologen geführt. Im zweiten Durchgang dient sie dazu, die Ergebnisse der Arbeit mit diesen Normen als „natürlich“ hinzustellen (Herrmann 1976; 34). Selbst dies gelingt nur um den Preis offener, auch offen willkürlicher Modifikation der Analytischen Wissenschaftstheorie. Deren Inanspruchnahme ist dabei von geradezu kaltblütiger Äußerlichkeit, zieht man die Eigenbedeutung der Debatten der Wissenschaftstheoretiker in Betracht. Sie ist nicht nur den Psychologen, sondern auch den Wissenschaftstheoretikern anzulasten. Zwar könnte man mit Kategorien von Lakatos die herrschende psychologische Praxis kritisieren, aber einen Ausweg zeigt er nicht. Mehr noch, er verbaut den Ausweg. Die „vereinheitlichende Idee“, deren Fehlen in der Psychologie Lakatos beklagt, haben Marxisten gefunden, aber sie und ihren Weg, den Weg der Entwicklungslogik, lehnt er kategorisch ab (Lakatos 1974; 169 f.). Das psychologische Forschungsprogramm des „historischen Herangehens“ ist kein analytisch-empiristisch Interpretierbares mehr: nicht nur einzelwissenschaftlich, auch allgemein wissenschaftstheoretisch ist der Marxismus eine Alternative zum Vorgehen Herrmanns wie derer, auf die Herrmann rekurriert.

Der Marxismus existiert noch nicht eigentlich als Wissenschaftstheorie. Nachdem es dem Empirismus mißlungen ist, die Wissenschaftlichkeit der Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften, darunter der Psychologie als Sonderfall des physikalistischen Wissenschaftsbegriffs abzuleiten, muß es

dem Marxismus umgekehrt gelingen, den Wissenschaftsbegriff der Physik als Sonderfall des Wissenschaftsbegriffs der „Kritik der Politischen Ökonomie“ abzuleiten. Diese Arbeit ist bisher nicht einmal in Angriff genommen. Es läßt sich jedoch jetzt schon absehen, daß der innere Widerspruch des Empirie-Begriffs, der den Empirismus charakterisiert, vom Marxismus infolge seiner entwicklungslogischen Konzeption überwunden werden kann, im Grunde schon überwunden ist. Er wird Beobachtbarkeit nicht einseitig als „die“ Basis der Wissenschaftlichkeit betrachten. Basis der Wissenschaftlichkeit einer *je bestimmten* Theorie bzw. Methode kann nur die bis dahin *vollzogene Wissenschaftsgeschichte* sein, in der (vorausgegangene) Empirie und Theorie immer schon miteinander verflochten sind, aber so, daß – aus beiden Komponenten – Normativität, Orientierung gezogen werden kann. Das Schwergewicht des wissenschaftstheoretischen Interesses verschiebt sich damit von der Frage der nachträglichen Rechtfertigung von Theorien auf diejenige ihrer Konstituierung, wobei Konstituierung als methodologischer, nicht als intuitiver Prozeß verstanden (und normiert) wird. Es ist gerade dieses Interesse an der methodischen Konstituierung, das uns bewogen hat, nach der Herkunft der faktorenanalytischen Konstrukte für Persönlichkeitsmerkmale zu fragen, und unsere „normative“ Bevorzugung der Kritischen Psychologie begründen wir, pauschal gesprochen, mit ihrer „gründlicheren Ausschöpfung“ des methodologischen und inhaltlichen „Potentials“ der Wissenschaftsgeschichte.

Das letzte Kriterium der Wissenschaftlichkeit ist jedoch nicht die Geschichte der Wissenschaft, sondern diejenige der Gesellschaft überhaupt. Besser gesagt, dies ist ihr erstes Kriterium, mit dem allererst abgesteckt wird, in welchem Bereich die Frage nach der Wissenschaftlichkeit sinnvoll zu erheben ist. Mithilfe der marxistischen Gesellschaftswissenschaft gelangt man zu einem deskriptiven soziologischen Begriff von Alltagsbewußtsein, Oberflächenschein, objektiven Gedankenformen. Diese kann man an vorhandener Wissenschaft zu konstatieren, am eigenen Denken zu objektivieren versuchen. Wissenschaftlichkeit im engeren, „internen“ Sinne, im Sinne der „Rationalität“, ergibt sich dann aus dem, was gegebenenfalls übrigbleibt, wenn man von den ideellen Produkten den Oberflächenschein „abzieht“, denn, wie Marx schreibt (MEW 25; 825):

„alle Wissenschaft wäre überflüssig, wenn die Erscheinungsform und das Wesen der Dinge unmittelbar zusammenfielen“.

Anmerkungen

1 Wir halten es für zwingend erforderlich, daß auch in marxistischer Wissenschaftstheorie unterschieden wird zwischen der Rationalität einer Aussage und ihrer Zuordbarkeit beispielsweise zu einem Klassenstandpunkt. Dabei kann letzteres prinzipiell nur Aufgabe „rationaler Rekonstruktion“ sein, d. h. welchem Interesse eine Aussage dient, kann erst *nach* Prüfung des sachlichen Gehalts dieser Aussage gefragt werden.

2 Die Bezeichnung „Analytische Wissenschaftstheorie“ ziehen wir der Bezeichnung „Positivismus“, die von Marxisten häufig synonym gebraucht wird (z. B. zuletzt Joachim Kahl 1976), u. a. deshalb vor, weil wir uns nicht mit der hermeneutischen Kritik an dieser Wissenschaftstheorie identifizieren. Überhaupt liegen in der letzteren Be-

zeichnung so viele Bedeutungsnuancen – z. B. das „Erlebnisgebene“; „gegeben“ als Gegenbegriff zu „vergehend“; Gegebenheit des Objekts des Erlebens, Ontologie, usf. –, daß es ratsam erscheint, die Klärung dieses Phänomens lieber expliziter Analyse zu überlassen.

3 Vom „faktorenanalytischen Paradigma“ reden wir im selben Sinne wie beispielsweise Ann F. Neel (dt. 1975; 528 ff.).

4 Bei „der Entscheidung, die Psychologie als eine streng empirische Wissenschaft (Erfahrungswissenschaft) aufzufassen“, befindet sich der Student/Forscher „in Übereinstimmung mit der überwältigenden Mehrheit heute lebender Psychologen... Gehen wir davon aus, daß die Psychologie eine empirische Wissenschaft ist, so ist ihr primärer Gegenstand das mit rationalen wissenschaftlichen Methoden beobachtbare oder meßbare Phänomen.“ (Herrmann 1969; 31)

5 Dies ist ein charakteristisches Beispiel übertriebener Radikalität, die Herrmann in dieser Phase seiner Beziehung zum Empirismus kennzeichnet. In seinem Buch „Persönlichkeitsmerkmale“ wird er genau den gegenteiligen Standpunkt einnehmen. Vgl. Herrmann 1973.

6 Man könnte hier auch die Herkunft solcher Annahmen aus „wissenschaftsexternen“ Interessen thematisieren. Jedoch befinden wir uns noch in der „Prüfung des sachlichen Gehalts“ und argumentieren daher vorerst nur „wissenschaftsintern“.

7 Zum „schöpferischen“ Charakter der Mathematik vgl. die demnächst erscheinende Studie von Eckart Leiser über den „Widerspiegelungscharakter von Logik und Mathematik“.

8 Dies ist eine These, die wegen des nur exemplarischen Charakters unserer Studie ungenügend belegt ist. Sie müßte überprüft werden an anderen Versuchen der Übertragung des physikalischen Wissenschaftsbegriffs, etwa anhand einer Beurteilung des mathematischen Modells von Rasch.

9 Lakatos selbst hat in seiner Methodologie der Forschungsprogramme eine Alternative zur Lage in der Psychologie gesehen. Vgl. Lakatos 1974; 169 f.

Verzeichnis der zitierten Literatur

- d'Abro, Die Kontroversen über das Wesen der Mathematik, in: Kursbuch 8, Ffm. 1967, S. 26 ff.
- Fischel, Über die Bedeutung der Erinnerung für die Ziele der tierischen Handlung, Zeitschrift für vergleichende Physiologie 9, S. 636 ff.
- Hans Hahn, Logik, Mathematik und Naturerkennen, in: Einheitswissenschaft, Heft 2, Wien 1933.
- Hempel, Grundzüge der Begriffsbildung in der empirischen Wissenschaft, dt. Düsseldorf 1974.
- Herrmann, Problem und Begriff der Ganzheit in der Psychologie, Wien 1957.
- Ders., Psychologie der kognitiven Ordnung, Berlin 1965.
- Ders., Lehrbuch der empirischen Persönlichkeitsforschung, Göttingen 1969.
- Ders., Über einige Einwände gegen die nomothetische Psychologie, in: Zeitschrift für Sozialpsychologie, Bd. 2, 1971, S. 123 ff. (hier zitiert aus: Albert/Keuth (Hrsg.), Kritik der kritischen Psychologie, Hamburg 1973, S. 41 ff.)
- Ders., Sprache, Bern und Stuttgart 1972.
- Ders., (zusammen mit Staph), Erklärung und Vorhersage in der Psychologie, Marburg 1972 a.
- Ders., Persönlichkeitsmerkmale. Bestimmung und Verwendung in der psychologischen Wissenschaft, Stuttgart Berlin Köln Mainz 1973.
- Ders., Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme, Braunschweig 1976.
- Holzcamp, Kritische Psychologie. Vorbereitende Arbeiten, Ffm. 1972.
- Holzcamp-Osterkamp, Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung 1, Frankfurt/New York 1975.

- Kahl, *Positivismus als Konservatismus*, Köln 1976.
- Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Ffm. 1973.
- Lakatos, *Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme*, in: Lakatos/Musgrave, *Kritik und Erkenntnisfortschritt*, dt. Braunschweig 1974.
- Marx, *Das Kapital*. Dritter Band, MEW 25.
- Maschewski, *Das Experiment in der Psychologie*, Frankfurt/New York 1977.
- Münch, *Kritizismus, Konstruktivismus, Marxismus*, in: Albert/Keuth, a.a.O., S. 131 ff.
- Neel, *Handbuch der psychologischen Theorien*, Luxemburg 1975.
- Popper, *Conjectures and Refutations*, 1963.
- Toulmin, *Ist die Unterscheidung zwischen Normalwissenschaft und revolutionärer Wissenschaft stichhaltig?* In: Lakatos/Musgrave, a.a.O., S. 39 ff.
- Watkins, *Gegen die „Normalwissenschaft“*, in: Lakatos/Musgrave, a.a.O., S. 25 ff.

Peter Keller

Behaviorismus, Reduktionismus, „Emergenz“-Theorie Grundlagenprobleme der Verhaltenspsychologie*

In Korrespondenz zur Grundfrage der Philosophie als Frage nach dem Verhältnis von Denken und Sein¹ besteht die Grundfrage der Psychologie in der systematischen Problematisierung des Verhältnisses von Psychischem und Physischem. Die zentrale Stellung dieses Problems erwächst indes nicht allein aus seiner direkten Beziehung zu grundlegenden erkenntnistheoretischen und naturphilosophischen Fragestellungen, sondern vor allem aus dem integrativ-heuristischen Doppelcharakter seiner Lösungsversuche, einerseits die mannigfaltigsten empirischen Fakten insbesondere aus den verschiedenen zoologischen und psychologischen Disziplinen auf einer umfassenden theoretischen Ebene ins Verhältnis zu setzen, andererseits aber zugleich auch neue empirisch entscheidbare Fragestellungen vorzubereiten². In gewisser Hinsicht stellen so das Niveau von Aufbereitung und Lösungsversuch des psychophysischen Problems einen Gradmesser des Entwicklungsstandes einer jeden Psychologie dar, die ihren Gegenstand als einen integrierten Bestandteil jener Wirklichkeit begreift, auf die sich Wissenschaft gemeinhin richtet. Unter eben dieser Perspektive soll im folgenden ein Entwicklungsstrang von Konzeptionen erörtert werden, dessen Paradigmen unter dem Sammelbegriff einer Verhaltenspsychologie sowohl auf der Ebene der Grundwissenschaft als auch der angewandten Wissenschaft maßgeblich Gegenstands- und Methodenbewußtsein der modernen Psychologie geprägt haben. Im Rahmen dieser Erörterung kommt dann der Herausarbeitung der